III/149

436. I
Paedag

C

Jur

Lebensbeschreibungen merkwürdiger Kinder

oder

Muster der Nachahmung für das jugendliche Alter.

Aus dem Französischen des Herrn Freville.

Erstes Bändchen.

Leipzig,
bey Salomo Linke 1799.

Herr Hönigl.

Die [illegible]-

bibl.

Inhalt des ersten Bändchens.

I. Die beyden Zwillinge, gebohren in einem unterirdischen Gewölbe bey Rom, im Jahre nach Christi Geburt 70. . . S. 17

II. Lilia Fondana, Tochter des Fondanus, Römischen Consuls, gebohren zu Rom im Jahr n. C. G. 99. 61

III. Pudens, oder das bescheidene Kind, gebohren zu Isconium am adriatischen Meere im Jahr Christi 112. . . . 88

IV. Marcilia Euphrosina, gebohren zu Rom im 116. Jahre vor Christi Geburt. . 95

V. Heinrich von Nemours, gebohren zu Lectour in Armagnac, Departement von Gers, im Jahr Christi 1472. . . 112

VI. Michael Veria, oder das wahrheitliebende Kind, gebohren zu Florenz im Jahr 1487. . 122

VII. Justine Nikolette de Foix, gebohren im Jahr 1502. zu Chateaubriant in Bretagne und gestorben in einem Alter von sieben Jahren und einem Monat in dem Grabe ihrer Mutter. . . . . . S. 134

VIII. Eduard VI. Sohn Heinrichs VIII. und der Johanne von Seimour, gebohren zu London im Jahr 1537. und gestorben 1552. 151

IX. Francois von Beauchateau, Sohn eines Komödianten des nämlichen Namens, gebohren zu Paris 1645. und gestorben im 15. Jahre auf dem Meere. . . 159

X. Raisin und Babet, gebohren zu Troye in Champagne 1658. von Johann Baptiste Raisin, berühmten Organisten. . . 205

Einlei-

Einleitung
über die Erziehung der Kinder.

Natürliche Achtung gegen das Andenken großer Menschen. Einfluß der Darstellung ihrer Handlungen auf den Charakter — Der jugendlichen Fassungskraft wenig angemessene Muster — Nachläßigkeit der Geschichtschreiber, welche das Leben guter Kinder hätten schreiben sollen — Gewalt und schnelle Wirksamkeit des Beyspiels von unsers Gleichen — Vorurtheile gegen die Kindheit — Was aus Kindern, besser gekannt und erzogen, werden könne — Dieses Alter fähiger der Aufmerksamkeit, des Fortschreitens und der Weisheit als man denken sollte — Sokrates und Plato's Meinung in dieser Hinsicht — Bewundernswürdige Fähigkeit der Kinder bey den Römern — Die Jugend ist das schönste Alter für die Studien — Irrthümer der meisten Erzieher — Nebensachen der Hauptsache aufgeopfert — Reflexionen Zweck des Werkes — Wie wesentlich es für Erziehungsanstalten ist. —

Durchdrungen von Hochachtung und Bewunderung gegen das Andenken großer Menschen, welche die Menschheit aufgeklårt oder beschützt hatten, besaßen die Alten einen ganz ausgezeichneten Geschmack für besondere Lebensbeschreibungen. Diese Art von Schriften trug nicht wenig dazu bey das Studium der Moral zu vervollkommnen, und folglich die Menschen auf den leider! noch so wenig gekannten Pfad des Glückes zu leiten. Was ist nothwendiger als die Kunst sich kennen zu lernen und sich gut zu betragen? Was hilft es uns, sagt ein Schriftsteller, nur immer Krieger vor Augen zu haben, die Schlachten liefern, Nationen unterjochen, Reiche verwüsten, und die Völker der Erde zittern machen? Die häußlichen Beschäftigungen eines Cyrus, eines Cåsar, Ludwig XII. oder Heinrich IV. sind sie nicht weit angenehmer und interessanter als ihre Siege und ihre Triumphe?

Ich würde die Waffen ergreifen, sagt Cicero, um das Andenken der berühmten Todten zu vertheidigen? Die geringsten Umstånde

aus ihrem Leben sind unsterbliche Lehren, es sind große, dem Menschengeschlechte geheiligte Beyspiele. Die Gemählde, die Büsten, die Statüen, welche die körperlichen Züge großer Menschen darstellen, werden in den Häußern ihrer Kinder verschlossen, und nur eine kleine Anzahl von Personen kennt sie. Die Lobreden aber, von geschickten Händen verfaßt, stellen die Seele, das Herz, die edlen Gesinnungen dar; sie lassen sich ohne Mühe vervielfältigen, sie gehen in alle Sprachen über, fliegen an alle Orte, und werden Lehrer aller Zeitalter.

Wenn denn, wie man nicht zweifeln kann, die Vortheile der Biographie so ausgebreitet sind, wie ist es möglich, daß man noch nicht darauf gedacht hat, sie für die erste Jugend nützlicher zu machen? Warum haben so viel Schriftsteller noch keinen Versuch gemacht die Geschichte von Kindern zu schreiben, die sich durch ihre Talente, oder guten Eigenschaften berühmt gemacht haben? Von welchem Gewicht, von welchem Einfluß würden nicht solche wahrhafte Darstellungen in Vergleichung mit

jenen faden Mährchen seyn, die man zu tausenden und wie man sagt, zum Behuf der Erziehung ausgeheckt hat? Eine solche Nachlässigkeit ist ein wahrer Raub an guten Vätern, macht eine Lücke in der Bibliothek der Jugendlehrer, und eine Ungerechtigkeit gegen so viel würdige Subjekte, die in der Blüthe ihres Lebens hingeraft wurden.

In der That welch' eine zärtliche Theilnahme flößen nicht liebenswürdige und gelehrige Kinder ein, die den mütterlichen Liebkoßungen zu früh entrissen wurden? Man faßt durch ein gerechtes Vorurtheil in ihrer Rücksicht die günstigsten Hofnungen; schon in ihrer Blüte glaubt man die süssen Früchte ihres Herbstes zu entdecken, und man fühlt sich von den lebhaftesten Bedauern durchdrungen, wenn man von der Gegenwart auf das schließt, was sie einst in Zukunft hätten werden können. Eben so wenig kann man ihnen eine gerechte Bewunderung versagen, wenn man bedenkt, daß sie, hingeraft in dem Alter des Scherzes und der Spiele, nichts destoweniger ihre jungen

Zeitgenossen zur Tugend zu bilden, und, noch lange Zeit nach ihrem Tode, den Kindern folgender Jahrhunderte die rührendsten Muster des Guten aufzustellen vermögen.

So interessant auch immer die Helden eines Sveton, Cornelius, Plutarch, seyn mögen, so ist es doch gewiß, daß diese Lektüre nur für Erwachsene von Nutzen seyn kann, deren Verstand schon gebildet, oder in seiner Bildung begriffen ist. Vergebens würde man diese Geschichtbücher einem Zögling von neun oder zehn Jahren in die Hände geben. Die meisten Verhältnisse, Maximen, Handlungen, Reden, und Gesinnungen werden für ihn verlohren seyn. Weit leichter wird er ein Kind von seinem Alter, als einen vollendeten Philosophen oder großen Feldherrn verstehen. So einfach man auch immer diese Personen sich in dem Innern ihres häußlichen Lebens denken mag, so werden sie doch stets eine Art von Riesen bleiben, an denen das jugendliche Alter nicht hinauf reichen kann.

Die meisten, welche über Erziehung ge-

schrieben, haben nicht bedacht, wie unpassend und unwirksam für den Unterricht desjenigen, der kaum zu leben angefangen hat, Beyspiele sind, die man aus einem reifern Alter entlehnt. Welcher Eindruck kann auf einen jungen, lebhaften, unerfahrnen, und flüchtigen Jüngling, das unerschütterliche Vertrauen Alexanders machen, der im Angesichte seines Arztes Philipp, welcher ihm durch den Hephästion verdächtig gemacht worden war, die Schaale mit der Arzney hinunterschluckte; oder die kalte Ruhe des Themistokles, wenn er zum Euribiades, der schon den Stock gegen ihn aufgehoben hatte, sagt: Schlage aber höre! wenn ihr nun auch in seiner Gegenwart diese erhabene Kälte bewundert, so wird er sie freylich so gut als ihr bewundern: allein nur mit Worten, er wird euch nicht verstehen.

Täglich sieht man auf den Spatziergängen Mütter mit widerspenstigen oder weinenden Kindern. Um die kleinen Starrköpfe von ihren Fehlern zu heilen, stellen sie ihnen nicht

alte graubärtige Männer zum Muster vor. Sie kennen die Natur besser, als so viele Büchermacher, und haben mehr gesunden Menschenverstand als viele Lehrer. Daher lenken sie die Aufmerksamkeit ihrer Kinder geradezu auf andere Kleine von dem nemlichen Alter: „Siehst du, mein Kind, sagen sie dann zu ihnen, wie liebenswürdig und folgsam dieses Kind ist: er ließt schon recht gut der Kleine! dieses ist ein recht gutes, ein recht artiges Kind!"

In der That was kann man auch anführen und aufstellen das geschickter wäre und entscheidender die Kindheit zum Guten anzufeuern, als die Handlungen dererjenigen von ihren Gespielen, die sich durch ihre Tugend ausgezeichnet haben? Das was von unsers Gleichen oder von denen herrührt, die mit uns in ähnlichen Verhältnissen sich befinden, wird nie den Zweck verfehlen unsere Aufmerksamkeit zu erregen, und auf unsere Handlungsweise einen Einfluß zu äußern. Glücklich! wenn edle Züge aus dieser Quelle uns zukommen! Sie

wirken schnell und fruchtbar auf das Innerste unsers Herzens.

Es ist hier der Ort eines sehr allgemeinen Vorurtheils gegen das früheste Alter des Menschen zu erwähnen. Viele Menschen, welche sogleich von einem Extrem zum andern übergehen, betrachten die Kinder wie Marionetten, deren Hauptgeschäft sich darauf einschränke zu springen, zu trinken, zu essen, und zu schlafen: man glaubt, daß sie gleich den Papageyen, nichts verständen, als Töne zu wiederhohlen; man meynt, sie vermöchten Nichts von selbst hervorzubringen und Nichts zu thun, was ein denkendes und empfindendes Wesen charakterisirte. Diejenigen, welche diese Meinung hegen, haben die Natur nicht beobachtet, und sind ganz von der Wahrheit entfernt.

Ohne die privilegirten Wesen erwähnen zu wollen, auf die man das lateinische Sprüchwort anwenden kann: Gaudeant bene nati! so ist es doch gewiß, daß die meisten Kinder nicht das sind, was sie auf den ersten Anblick zu seyn scheinen. Fähig, nach den verschiede-

nen Charakteren, des Muthes, der Aufmerksamkeit, der Verschlagenheit, der Beurtheilung, und selbst der Erfindung, zeigen sie schon von der Wiege an den Keim dieser verschiedenen Fähigkeiten, den wenig geübte Augen freylich nicht entdecken, oder den man des unruhigen Wesens der Kindheit halber, nicht gehörig würdigen kann. Ein anderer Dichter sagt sehr richtig und schön:

Auf Alles merkt das Kind, selbst auf das Schweigen.

Wenn man die Mütter, deren Blick in dieser Hinsicht so durchdringend ist, um Rath fragte, wenn sie uns ihre Ideen mittheilten, welche lichtvolle Bemerkungen, welche interessante Gedanken über die moralische Natur ihrer geliebten Zöglinge würden wir erhalten. Durchdrungen von Erstaunen, hingerissen von Bewunderung beym Anblick dessen, was der keimende Mensch ist, und was er einst werden kann, würden die Erzieher bald auf ihre alte Gewohnheit Verzicht thun, bald ihre Erziehungsplane mehr

der Natur und der Fassungskraft ihrer Zöglinge anpassen.

Anstatt einen langen Kreis von Irrthümern, Fehlern, Plagen, Bekümmernissen, und Widerwärtigkeiten zu durchirren, würden die Kinder, welche wir uns zu erziehen schmeicheln, und die sich mühsam selbst erziehen, weit frohere und glücklichere Tage durchleben. Anstatt durch unser Versehen, unsern Widerspruch und unsere stete Inconsequenz tausend Fehler sich anzugewöhnen, würde ihre Vernunft mehr ausgebildet werden; sie würden besser werden; ihre Fortschritte würden unsern Bemühungen entsprechen, sie würden uns mit Beruhigung und Freude erfüllen.

Um diesen Behauptungen einiges Gewicht zu geben, wollen wir sie mit der Meinung der tiefsten Denker des Alterthums unterstützen. Sobald die feinere Bildung der Sitten an die Stelle der rohen Unwissenheit der ersten Jahrhunderte getreten war, sagt Plato, hat man den Umfang und die Stärke des kindlichen Geistes untersucht; und man hat sehr bald bemerkt,

daß sie zu andern Dingen geschickt wären, als zu spielen und die Heerden zu weiden.

Auf diese Bemerkung gestützt, hatte auch Sokrates seinen Schülern bewiesen, daß sobald die Kinder reden können, und Beurtheilungskraft verrathen, sie nicht mehr zu jung für die Wissenschaften sind.

Ueberzeugt von dieser Wahrheit übten sie die Römer und Griechen glücklich aus. So wohl in den blühendsten Zeiten der Republik als unter den Kaysern, vor und nach dem Hortensius, war es nichts seltenes die Blüte der römischen Jugend, beladen mit der erbeuteten Gelehrsamkeit Griechenlands und anderer gebildeten Nationen zurückkehren zu sehen. Ehe sie ins erste männliche Alter trat, hatte sie schon die Geschichtschreiber, die Dichter, die Philosophen, die Rechtsgelehrten erschöpft. Von dem achtzehnten und zwanzigsten Jahre an, erschienen die Jünglinge im Senat oder vor dem Volke, und sprachen mit eben so viel Geist und Beredsamkeit, als vollendete Redner.

Nach Suetons Erzählung verfertigte Octavius, in einem Alter von zwölf Jahren, eine Leichenrede auf seine mütterliche Aeltermutter, Julia, und trug sie unter den einstimmigen Beyfallsbezeugungen des versammelten Volkes vor. In seinem dreyzehnten Jahre schon hatte der Nebenbuhler des Demosthenes eine Abhandlung über die Kunst zu reden entworfen. Diese Schrift, worinnen er die Grundsätze der Redekunst gesammlet hatte, war eine Wiederholung der Lehren seiner Meister, und weniger ein Beweiß vom Genie, als von Arbeitsamkeit und Aufmerksamkeit, deren jeder Zögling in diesem Alter fähig ist, wenn man die seiner Fassungskraft angemessenen Bemühungen und Methode des Unterrichtes wählt.

Es kommt daher viel darauf an von der frühesten Jugend anzufangen Etwas zu lernen. Da ist die Zeit sich mit Talenten und Wissenschaften zu versehen, zu deren Erwerbung sich in dem Geräusche der Welt keine Möglichkeit mehr findet. Mit wieviel Dornen auch immer die Wissenschaften umgeben seyn mögen, so läßt es

sich doch nicht läugnen, daß sie der Jugend weit zugänglicher sind, als den übrigen Lebensaltern. Treibt nicht die natürliche Neugierde der Kinder sie schon dazu an, Alles zu sehen, zu hören und jeden Gegenstand, den sie antreffen, zu betasten? — Gleich einer glatten, von dem Grabstichel des Künstlers noch unberührten Tafel ist ihr Gedächtniß stets bereit dasjenige aufzunehmen, was ihm verständige Lehrer einzudrükken wünschen.

Hierzu kommt noch, daß die Unschuld der Sitten die Lehre ihres Geistes, der nur nach Erkenntniß verlangt, und der Schlummer der Leidenschaften, von denen das reifere Jünglingsalter so heftig bestürmt wird, daß dieses Alles die erste Jugendzeit am empfänglichsten für die Unterweisung macht.

Verständige Schriftsteller und erfahrne Lehrer waren allezeit von der Wahrheit dieser Bemerkungen überzeugt; allein sie haben nur, wie ich schon gesagt habe, sehr selten den wahren Zweck der Wissenschaften eingesehen. Sie haben das, was uns Nebensache seyn sollte, zur

Hauptsache gemacht. Sie haben in ihren Zöglingen immer nur den künftigen Redner, Dichter, Gelehrten, und nie den Menschen gesehen, d. h. den guten Sohn, den guten Bruder, den aufrichtigen Freund. Ein Beyspiel davon giebt unter andern Baillet, in seinem Buche, von merkwürdigen Kindern, welche überdies größtentheils siebzig Jahr alt geworden sind. Er beschäftigt sich einzig und allein mit Gelehrten, die schon in ihrer Kindheit Griechisch, Lateinisch, und die Alterthümer verstanden haben. Sein ganzes Lob schränkt sich bloß darauf ein.

Allein was hilft Geist, was helfen Talente, ohne die Eigenschaften des Herzens und der Seele? Die ganze Ehre erhabener Genieen, alle Palmen des Ruhms, lassen sie sich nur mit einer Handlung der Wohlthätigkeit vergleichen, wiegen sie die göttlichen Bemühungen der sanften Freundschaft auf? Die menschlichen Kenntnisse sollen uns bloß den Weg zur großen Kenntniß unserer Pflichten zeigen. Ohne diese sind die übrigen wenig werth, denn sie führen uns

nur zu oft in die leeren Räume der Einbildungskraft. Es ist recht gut, daß wir Menschen vom Geist, daß wir geschickte Künstler bilden; allein sie müssen sich noch überdies durch ihre Bescheidenheit, ihre Uneigennützigkeit, ihre Herrlichkeit und Weisheit empfehlen. Dieses ist der Gesichtspunkt, unter denen ich die jungen Leute betrachtet habe, die sich in dieser neuen Gallerie zeigen werden. Hätten sie blos auf der Rednerbühne, in Kunstschulen, oder unter Bellonens Fahnen geglänzt, sie hätten mir gewiß weniger des Pantheons der Geschichte werth geschienen; ich hätte so manchen herben Kummer nicht dadurch zu lindern gesucht, daß ich ein Werk verfertigte, welches mir so theuer ist, und welches ich dem Publikum hierdurch mit einem gewissen Zutrauen übergebe.

Indessen findet sich in diesen kleinen Lebensbeschreibungen der doppelte Vortheil, den Talente mit Gesinnungen vereinigt gewähren. Man findet die Erziehung hier vollständig ausgeführt. Ueberall sind Grundsätze mit Beyspielen verbunden. Man wird dieses Buch

nicht ohne Nutzen den jungen Zöglingen in Kollegien und Pensionen in die Hände geben können. Außer den Reitzen einer anziehenden und abwechselnden Lektüre wird es ihnen noch die wirksamsten Bewegungsgründe vorhalten, zugleich ihr Herz, ihren Verstand, und ihren Geist zu bilden; ja ich bin überzeugt, daß mehrere aus der Zahl meiner jungen Leser einst Muster der Nachahmung aufstellen werden, die denen gleichen, wovon sich hier eine treue Auswahl findet. Es ist dies meine süsseste Hofnung, und der ehrendste Lohn für meine Arbeit.

I.

Die beyden Zwillinge, gebohren in einem unterirdischen Gewölbe, nahe bey Rom, im Jahre nach Christi Geburt 70.

Vorerinnerung über die Ehrsucht des Sabinus — Er greift zum Waffen gegen den Kayser Vespasian — Er wird aufs Haupt geschlagen — Seine eilige Flucht — Er verbirgt sich mit seiner Gattin Eponina in weite unterirdische Gewölbe — Diese junge Prinzeßin gebiert hier Zwillinge — Zärtliche Sorgfalt Eponinens für ihre beyden Kinder. —

Während der Unruhen, welche Gallien unter den Kaysern Otto und Vitellius erschütterten, unterhielten die meisten Generale und Provinzial-Gouverneure der Römer geheime Empörungen; und, wie es in Revolutionszeiten nur zu oft geschieht, sie hatten nichts

Geringeres dabey zur Absicht, als die höchste Staatsgewalt an sich zu reißen, und sich den Weg zum Throne zu bahnen. Sabinus ein Gallischer Herr, gebohren zu Langres, war auch unter dieser Zahl. Er schuf sich durch Gold und Intriguen einen mächtigen Anhang, und wurde zum Kayser ausgerufen.

Der neue Ehrsüchtige genoß dieser gefährlichen Würde nicht lange. Vespasian, welcher damals in Rom herrschte, gieng dem Rebellen in großen Tagereisen entgegen; er erreichte ihn sehr bald und schlug ihn gänzlich, ohne daß er sich helfen konnte. Sabinus hatte die Rache eines gefährlichen Nebenbuhlers zu fürchten. Aus Furcht in seine Hände zu fallen, bediente er sich folgender List. Er legte Feuer an seinem Hauße an, und streute das Gerücht aus: er sey, nebst den Seinigen mitten in den Flammen umgekommen. Er entfloh und verbarg sich in weite Gänge, welche fünf Meilen von der Stadt lagen.

Sabinus, dessen glänzende Pläne nun

mit einem mahle zerstört waren, und der von der höchsten Größe in das äusserste Elend versank, hatte doch noch nicht Alles verloren. Es blieb ihm ein Gut übrig, unendlich kostbarer als dasjenige, welches ihm so eben entgangen war. Es war eine junge Gemahlin, deren Herz und Seele noch über ihre seltene Schönheit gingen.

Eponina, deren Nahme allein die Idee der treflichsten Tugenden in die Seele ruft, stand nicht einen Augenblick, an das Schicksal und die Gefahr ihres unglücklichen Gemahls zu theilen. Sie schloß sich mit ihm in das nemliche unterirdische Behältniß ein, und wurde daselbst Mutter von Zwillingen, wovon der eine, wegen seiner Stärke, Fortis, der andere wegen der Milde seines Charakters Blandus, genannt wurde.

Trotz der Schwäche ihres Geschlechtes, trotz des Mangels an der allernöthigsten Hülfe, einzig und allein auf die Dienste des

alten Martial, eines Freygelassenen von erprobter Treue, eingeschränkt wollte diese muthige Frau demohngeachtet in dieser fürchterlichen Einsamkeit ihre beyden Söhne selbst säugen; und es gelang ihr dieses schwierige Unternehmen, über alle ihre Erwartung. Die beyden Zwillinge lebten nicht nur und entwickelten sich in diesen starren Gewölben, sondern sie verschaften ihren zärtlichen Eltern noch überdies tausendfache Beruhigung durch ihre Liebkoßungen, ihre Gelehrigkeit und edle Natur.

Aufmerksamkeit und Muth der beyden Zwillinge — Heftige Kolick des kleinen Blandus — Er zwingt sich, um nicht zu schreien — Zärtlichkeit und Liebkosungen des Sabinus. —

Die heftigste Unruhe, und die größte Verlegenheit empfand die Gattin des Sabinus über das Gewimmer ihrer geliebten Säuglinge. Ihr kleinstes Geschrey hallte weithin längst den langen Felsen der dunklen Höhle; unzähliche Echo wiederhohlten wechselsweise ohne Ende diese beunruhigenden Töne und erfüllten die gefühlvolle Eponine mit starren Entsetzen. Immer war sie in Furcht, daß vielleicht verirrte Reisende durch die Töne geleitet, endlich ihren Zufluchtsort entdecken möchten.

So brachten die vornehmen Flüchtlinge beynahe zwanzig Monathe in der quälendsten

Angst zu. Allein die jungen Gefährten ihrer Gefangenschaft hatten kaum ihr zweytes Jahr erreicht, als sie anfiengen die gefährliche Lage ihrer Eltern zu empfinden. Sie lernten schon in einem so zarten Alter sich zwingen, und vermieden sorgfältig Alles was ihnen einige Unruhe erregen konnte. Wenn sie auch krank waren und auf eine den Kindern ungewöhnliche Weise litten, so hielten sie doch ihre Klagen zurück, und suchten sie bis auf den kleinsten Seufzer zu unterdrücken.

Der kleine Blandus wurde eines Tages von einer so heftigen Kolick ergriffen und die Anfälle derselben waren so häufig und stark, daß er sich auf den Knieen seiner trostlosen Mutter ganz zusammenkrümmte. Die Thränen entrollten wider Willen seinen Augen; der Schweiß floß an seinem ganzen Körper herab, welcher von einem hitzigen Fieber braunte. Das Kind, welches fast seinem Schmerze unterlag und laut aufschreien mußte, hatte doch die Kraft sich zu halten. Es legte seine kleinen Hände auf den Mund, und

unterdrückte so die Klagen, welche ihm sein Leiden auspressen wollte.

Liebes Kind, sagte gerührt der Vater, zwinge dich nicht so lange, vermehre dein Leiden nicht durch ein noch größeres. Schreye ein wenig, und mache dir's leichter.

Lieber Vater, antwortete das leidende Kind, wenn ich schriee, würde die Mutter ertappt, auch du würdest ertappt; ich will lieber sterben, als Lerm machen.

Gerührt von dem kraftvollen Muthe und dem edlen Wesen seines Sohnes, nahm ihn Sabinus in seine Arme, drückte ihn an seine Brust und küßte ihn. — Welcher Trost für uns, meine zärtliche Freundin, sagte er zu Eponinen, welcher Trost in unserm Unglück, so gefühlvolle, zuvorkommende, und kluge Kinder zu haben.

Das, was den kleinen Blandus vorzüglich interessant machte, war die ausserordent-

liche Schwäche seiner Constitution; um die Helfte kleiner als sein Bruder, war er nie gesund; abgezehrt durch unaufhörliches Leiden, fast blind geworden durch die Dunkelheit und Kälte des Gewölbes, vergaß dieses unschuldige Geschöpf neben seiner guten Mutter doch alle seine Leiden, nur die Kräfte, welche ihn von Seiten seines kleinen überall schmerzhaften Körpers abgingen, fand er im Innersten seiner Seele, und in der heißen Liebe wieder, die er gegen die Urheber seines Lebens hegte.

Abwesenheit des Martial — Dringende Bedürfnisse der armen Familie — Hülfleistung der beyden Zwillinge — Sie gehen den treuen Freygelassenen zu suchen — Todter Körper des Martial — Trostlosigkeit der beyden Zwillinge — Ihr Plan — Fieber und Wahnsinn des Sabinus — Tödtliche Unruhe Eponinens — Ihr Muth. —

Die beyden Zwillinge wuchsen nun heran und wurden von Tage zu Tage liebenswürdiger. Allein vorzüglich merkwürdig ist es, daß sie entblößt von allem Unterricht und aller Unterstützung bloß durch die Noth klug und fleißig geworden waren; dergestallt daß sie ihren unglücklichen Eltern in dem Zustande des Kummers und der Verzweiflung, worinnen sie schmachteten, den größten Nutzen leisteten.

Martial, der treue Freygelassene, war der einzige Versorger der vornehmen Flüchtlinge. Schon sieben Jahre, seitdem seine Herrschaft

in den unterirrdischen Gewölben verborgen lebte, bediente er sie, sorgte er für sie und wachte mit unermüdeter Aufmerksamkeit für ihre Sicherheit. Er ging vornehmlich des Nachts nach Rom, um die allernöthigsten Lebensmittel zu suchen; und kehrte hierauf, um nicht den leisesten Verdacht zu erregen, durch einsame Wege zurück. Der arme Freygelassene war sehr pünktlich in seinen Aufträgen. So groß auch die Entfernung der Orte, und die Schwierigkeit des Weges, so drückend die Last seyn mochte, die er zu tragen hatte, so war er doch stets weit eher zurück als man hoffen konnte. So hatte er sich auch eines Tages auf den Weg gemacht, um in der Stadt warme Kleider und ein wenig Wein für den kranken Sabinus zu holen, als er lange über die gewöhnliche Zeit ausblieb. Zwey Tage und zwey Nächte waren schon verflossen, und der gute Diener war noch nicht wieder erschienen.

Ach wie lang wird einem die Zeit, wenn man leidet und voll Erwartung ist. Die unglückliche Familie war ganz in Verzweif-

lung; und was das schlimmste für sie war, sie fing schon an die Anfälle des Hungers zu empfinden, welcher leider! hier in Betracht der jungen Kinder Etwas ganz Entsetzliches war. Man denke sich zu diesen schrecklichen Leiden noch das hinzu, daß, auf eine ganz ungewöhnliche Weise, mehrere Unbekannte in der Gegend des Gewölbes umherschlichen. Eponine hörte nicht auf zu wachen, und ihr Schrecken wurde, wenn sie genau aufmerkte, noch dadurch vergrößert, daß sie beym Schimmer des Mondes den wankenden Schatten von Körpern bemerkte, welche die Länge hin unter einen Bogen des Gewölbes fielen.

In einer so beunruhigenden Lage fanden die Unglücklichen glücklicher Weise eine ganz unvermuthete Hülfsquelle, welche ihnen um so viel sicherer und angenehmer zu seyn schien, da sie von den unschuldigen Gefährten ihrer Gefangenschaft selbst herrührte. Als der kleine Blandus, seine geliebte Mutter ganz unbeweglich in Schmerz versunken er=

blickte, näherte er sich ihr mit einer gefaßten Miene; liebe Mutter, sagte er zu ihr, mit schwacher Stimme, erlaube mir und meinem Bruder morgen mit dem frühesten aus der Höhle zu gehen, wir wollen auf den großen Felsen steigen, wo Martial gewöhnlich dasjenige hinlegt, was er nicht sogleich uns zubringen kann. Vielleicht erfahren wir Etwas von ihm.

Eponinen ergriff bey diesem Vorschlage ein plötzlicher Schauder. Sie stellte sich schon im Voraus die Gefahren vor, in die ihre geliebten Kinder allein und ohne Führer mitten in diesen unermeßlichen Ebenen und dicken Wäldern gerathen könnten. Sie sahe sie im Geiste schon zerrissen von wilden Thieren, eine Beute der Raubvögel. Indessen was war zu machen? Ihre Verlegenheit war unaussprechlich. Man mußte bey der Lage der Sachen doch eine Parthie ergreifen, und zwar ohne Zaudern, oder vor Elend und Hunger umkommen.

Eponine kannte die seltene Klugheit und

Scharfsichtigkeit des Blandus, so wie die Geschicklichkeit und Kühnheit des Fortis. Als sie jeden von beyden mit einem eisernen Wurfspiese bewafnet hatte, sagte sie zu ihnen mit Augen voll Thränen, und einem von Furcht gequälten Herzen: Im Nahmen eures Vaters, im Nahmen eurer Mutter befehle ich euch, meine Kinder, geht nicht über den großen Felsen hinaus und kehrt unverzüglich zurück.

Nachdem sie ihrer gefühlvollen Mutter das feste Versprechen pünktlich ihrem Verlangen nachzukommen, wiederholt, und sie noch einmahl umarmt hatten, giengen die beyden Brüder fort. Sie verdoppelten ihre Schritte, und kamen in Kurzen an dem bestimmten Orte an.

Aber wie groß war ihr Erstaunen und ihr Schrecken beym Anblick eines beraubten und mit mehrern Stichen durchbohrten Leichnams! O! ihr Götter! rief der kleine Blandus, ich glaube es ist Martial! er trat hinzu . . . Ach! Bruder, er ist es, gewiß

ist er von Räubern ermordet und bestohlen worden.

Die beyden Zwillinge waren außer sich vor Schreck beym Anblick dieses schrecklichen Schauspiels. Blandus vorzüglich glaubte ohnmächtig zu werden. Er hielt sich an seinem Bruder an, und fing an dieses neue Unglück zu beklagen. Fortis, welcher gefaßter war als Blandus, sagte zu ihm: „Still, Bruder, still! wie leicht könnte ein Räuber kommen und uns mitnehmen. Weißt du was wir thun müssen? Wir wollen geschwind in den Wald der Hericina laufen, und uns solche dicke wilde Wurzeln ausraufen, wie wir mit dem armen Martial gegessen haben, und für unsern Vater und unsere liebe Mutter wollen wir Kastanien zusammen suchen.“

Die Stunde, wo Eponine ihre geliebten Kinder erwartete, war längst vorbey. Sie wußte nicht was sie denken sollte. Schwarze Ahnungen bemächtigten sich ihrer. Von der andern Seite wurde ihr Gemahl von einem hiz-

zigen Fieber verzehrt; und um seinen Durst zu stillen, hatte der unglückliche Nichts als eis-kaltes Wasser aus einer Quelle, welche durch einen Felsen des Gewölbes sickerte, und aus-serhalb desselben verschiedene Bäche bildete, worinnen die wilden Thiere der Wüste sich er-frischten.

Ueberdies fragte Sabinus jeden Augen-blick in seiner Verwirrung, ob sein treuer Diener noch nicht gekommen sey und was er mitgebracht habe; so rief er auch unaufhörlich seine Kinder, die er nicht mehr um sich er-blickte.

Welcher Mann, wäre er auch noch so Kraftvoll, würde es in einer so drückenden Lage haben aushalten können? Wie weit geht nicht der Muth eines tugendhaften und gefühlvollen Weibes? Eponine verbarg die nur zu gegrün-deten Ursachen der tödtlichen Unruhe, welche sie verzehrte, und ersann die künstlichsten Vor-wände, um ihren unglücklichen Gemahl aufzu-richten und zu trösten.

Eponine geht ihre Kinder zu suchen — Sie findet sie wieder — Ländliche Nahrungsmittel — Freude und Schmerz des Sabinus — Tröstende Worte der kleinen Zwillinge — Mahl der armen Familie — Bemerkungen des Sabinus — Seine Traurigkeit — Rührendes Gemählde — Bedauern des Martial — Vorschlag des jungen Blandus — Beruhigung seines Vaters. —

Schon hatte die Sonne mehr als die Helfte ihrer Laufbahn zurückgelegt, und die unglückliche Eponine verzweifelte nun gänzlich an der Rückkehr ihrer Kinder. Bestürmt von diesen fürchterlichen Ideen, verließ sie ihren Mann, und durcheilte in einem Augenblick den Raum des finstern Gewölbes. Sie stieg heraus.... Welche Ueberraschung! — sie erblickte, glücklicherweise und ganz von weiten, die beiden Kleinen, welche auf sie zugingen.

Ihre eigene Gefahr vergessend und nur mit

mit ihren Söhnen beschäftigt, die sie für todt oder verlohren hielt, flog die gute Mutter ihnen entgegen. Sie hatte sie nun wieder. Die Worte mangelten ihr, um ihre Freude, ihr Entzücken auszudrücken; allein sie küßte sie bey jedem Schritte . . . „Du bist wohl recht in Sorgen gewesen, liebe Mutter, sagte Blandus, und benetzte ihre Hand mit seinen Thränen! Ach! wir bitten dich tausendmahl um Vergebung. Wir haben uns deswegen so lange aufgehalten, weil wir Castanien und Mispeln aufgelesen haben, um deinen Hunger zu stillen; wir haben auch längst den Gesträuchen recht viel Brombeeren gesammelt, um unsern lieben Vater zu erquicken.“

Ganz entzückt trugen die armen Kinder diese ländlichen Nahrungsmittel in einem Korbe, durch dessen beyde Enden sie ihren Jagdspieß gesteckt hatten, und waren ganz außer Athem und von Schweiß gebadet. Sie waren so ermüdet, daß sie nicht weiter konnten und mußten jeden Augenblick ausruhen, ob ihnen gleich ihre Mutter nach Möglichkeit beystand.

Sie erreichten endlich ihre dunkle Wohnung wieder und erzählten nun ihrer gefühlvollen Mutter, das traurige Schicksaal des Martial, ihre außerordentliche Verlegenheit bey dem Ereignisse und ihre Auskunft sich einige Nahrungsmittel zu verschaffen. Entzückt über die Vorsicht, die Sorgfalt, und Geistesgegenwart ihrer Kinder, bedeckte sie die gute Mutter aufs neue mit Küssen. Hierauf führte sie sie zu ihren Vater, dessen Zustand sie immer mehr beunruhigte.

Als Sabinus den Blandus und Fortis wieder erscheinen sah, nahm sein Uebel sichtbar ab; er fühlte sich mit einem Mahl von der fürchterlichen Last erleichtert, welche ihn die Brust eingeengt hatte. Allein er vernahm nun, mit unaussprechlicher Betrübniß die traurige Begebenheit des Martial. Große Götter! rief er aus, indem er einen Strom von Thränen vergoß, so werde ich meinen treuen Freygelassenen nicht wiedersehen! Ach meine Kinder! was wird ohne ihn aus uns werden? Wer wird die wenigen uns übriggebliebenen Freunde an

uns erinnern? Ach wer wird uns vertheidigen, wer für unsern Unterhalt sorgen?

Als Sabinus so klagte, sagte der kleine Blandus, mit einem herzlichen Ton und voll Ueberlegung zu ihm: „Quäle dich nicht so, lieber Vater! ich und mein Bruder kennen vollkommen alle Wege in dieser Wüste, die wir so oft mit unserm Freunde Martial durchstrichen haben, wir wollen auf die Jagd gehen, wie er; wir wollen dir ebenfalls Früchte und Wurzeln sammeln, und gewiß weder du noch die Mutter, sollen an Etwas Mangel leiden." „Ja, ja, lieber Vater! fuhr Fortis fort, jetzt da wir groß sein, wollen wir dich ernähren und für dich sorgen."

Während dieser so rührenden Unterhaltung erschien Eponine, die sich entfernt hatte, um einige Nahrungsmittel zuzubereiten, wieder mit einer großen Schüssel voll Wurzeln und zu einem Brey verwandelter Kastanien. Lieber, sagte sie zu ihrem Mann, sieh! das haben unsere Kinder in den Waldungen gesammelt,

diese Gerichte werden, so wie sie sind, immer unsern Hunger stillen! die Zufriedenheit und unsere Gesellschaft werden die Würze davon ausmachen.

Die verlassene Familie setzte sich mit vielem Appetit zum Essen, ausgenommen Sabinus, welcher noch immer unaufhörlich von dem Fieber gequält wurde. Die kleinen Zwillinge vergaßen sich selbst und waren nur mit ihrem geliebten Vater beschäftiget. Sie lasen ihm sorgsam die schönsten Brombeeren aus, und reichten sie mit einer Mine ihm dar, welche Zufriedenheit und Hochachtung ausdrückte.

Der Ehrsüchtige, der nun seinen Irrthum erkannte, sagte zu seiner Gemahlin und zu seinen Kindern, indem er sich seiner verschwundenen Größe erinnerte und sie mit seiner gegenwärtigen Lage verglich: „Ich betheure Euch, meine Lieben, die Weine, die mir, in den Tagen unsers Glücks, die Mundschenken in vollen Schaalen reichten, schienen mir weniger süß, als die Brühe von diesen wilden Früch-

ten; die leckern Fleischspeisen die mir ehedem meine Köche mit großen Kosten zubereiteten, waren mir nicht so angenehm, als diese wilden Wurzeln, die ihr mir gesucht und zubereitet habt!“ Die tiefen Grüsse und Ehrenbezeugungen, womit mich ehedem dienstbare Hofleute überhäuften, waren mir nicht so schmeichelhaft, als die natürlichen und einfachen Liebkosungen, die ich von euch empfange.

Bey diesen Worten schwieg Sabinus, und stieß einen tiefen Seufzer aus: „aber ach! fügte er hinzu, vielleicht, meine Geliebten, werden wir nicht lange mehr dieses Glück und unsere ruhige Einsamkeit genießen! ich weiß nicht, welches geheime Vorgefühl mir sagt, daß der Kayser uns endlich doch entdecken wird. Der Tod meines armen Martial, diese Leute, welche seit einiger Zeit um unsern Aufenthalt schleichen, alles macht mich unruhig, alles flößt mir ein Schrecken ein, dessen ich mich nicht erwehren kann.“

Bey diesen rührenden Worten nahm der

unglückliche Vater seine beyden Söhne auf die Kniee, lehnte sich an den Busen seiner Eponine und vermischte seine Thränen mit den ihrigen. Sie hörten nicht auf in dem Tone des bittersten Schmerzen immer zu wiederhohlen: „Arme unschuldige Kinder! gerechte Götter! was wird aus euch werden! —“ Du weinst, Vater! unterbrach ihn der kleine Blandus, du weinst! Ach tröste dich! Weist du, was wir thun wollen, mein Bruder und ich? Wir wollen den Kayser um Gnade für dich bitten, so sehr bitten, daß er sie dir gewiß gewähren wird. Ich glaube es gewiß.

Möchten dich die Götter erhören, antwortete der Vater! — „Könnte ich weniger um meinetwillen als um euretwillen, meine Kinder, und eurer gefühlvollen Mutter wegen aus diesem dunkeln Gewölbe zur Freyheit gelangen! Ach möchte es mir vergönnt seyn euch bald in den Aufenthalt der Menschen zu führen, und euch endlich euren Verwandten, und Freunden, wenn wir noch welche haben, wieder zu geben! —“

„Leider, unterbrach ihn Eponine, leider, können wir uns nach Martials Tode nicht mehr rühmen Freunde zu haben. Wie war uns dieser edle Freygelassene ergeben! Welche Beweise seiner Treue und Liebe hat er uns nicht, während der acht Jahre gegeben, die wir in diesem weiten Grabe zugebracht haben!“

„Höre doch Mutter, unterbrach sie mit Lebhaftigkeit der kleine Blandus, wollen wir denn den armen Martial so den Raubvögeln zur Beute liegen lassen? Ich habe bemerkt, daß sie ihm schon eine Wange angefressen hatten; wenn es mir der Vater erlaubte, so ginge ich morgen früh mit meinem Bruder hin um ihn mit Sand und Baumzweigen zu bedecken.“

„Laß dich an mein Herz drücken, rief plötzlich Sabinus, hingerissen von Bewunderung aus! Ach mein Sohn, mein Freund! ich kann keine Worte finden dir meine süsse heilige Empfindung auszudrücken! Ich billige deinen Entschluß von ganzer Seele! Der schönste Dienst,

die heiligste Pflicht ist ohnstreitig diejenige, welche wir dem Andenken derer erweisen, die uns theuer waren, und denen wir Dankbarkeit schuldig sind . . . Geht zur Ruhe, meine Kinder! und morgen ehe die Sonne aufgeht . . . ach! ja ich werde schon genug Kräfte haben euch zu begleiten morgen, wollen wir zusammen ausgehen, die Ueberreste unsers treuen Martials zu begraben."

Die beyden Zwillinge gehen mit ihrem Vater aus, um den treuen Freygelaßnen zu begraben — Sabinus geht beym Anfang der Sonne zurück — Zweyte Versorgung mit Lebensmitteln in dem Walde — Ein junges Zickelchen von Fortis in die unterirdische Wohnung geführt — Freude und große Pläne der jungen Brüder — Traurigkeit der Mutter des Zickelchens — Fortis bietet das Zickelchen seinem Vater an — Blandus bringt seiner Mutter Honigscheiben — Rath der Eponina — Gelehrigkeit der Kinder —

Wie groß auch immer die Gefahren seyn mochten, denen sich Sabinus aussetzte, wenn er sich vom Gewölbe entfernte, so war doch nichts im Stande ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Am folgenden Tage, lange ehe der Tag anbrach, nahm er ein Grabscheid, und gab jedem seiner Kinder ein Beil nebst einem Weidenkorbe, und so verfügten sie sich alle Vier zu dem Felsen, an dessen Fuße der

Leichnam des Freygelassenen lag. Während daß hier der Vater beschäftiget war mit Mühe die Erde um den Körper des Martial aufzugraben, hieben die beyden Zwillinge in dem benachbarten Walde lange Zweige von Eichen und Pappeln, um ihn damit zu bedecken. Als sie mehrere Bündel davon gemacht hatten, brachten sie sie eilig herbey, und pflanzten sie in gleichen Zwischenräumen auf das Grab des treuen Dieners.

Als sie diese fromme Ceremonie vollendet hatten, baten die beyden Zwillinge ihren Vater, so schnell als möglich sich wieder in die unterirdische Wohnung zu begeben. In der That stieg schon die Sonne am Himmel herauf; und er lief allerdings Gefahr Jemanden zu begegnen, und unversehens überrascht zu werden. Nachdem Blandus und Fortis ihren zärtlichen Vater umarmt hatten, liefen sie wieder in den Wald, um dort andere Nahrungmittel zu sammeln. Wie sie nun so auf allen Seiten Wurzeln und wilde Früchte zusammen suchten, fanden sie in einem hohlen Baume einen schönen

Bienenstock mit Honig gefüllt, und als sie die Bienen auf die Art, die sie beym Martial gesehen, verscheucht hatten, nahmen sie die Honigwaben heraus.

Sie legten sie sehr sauber auf breite Feigenblätter, und wiederhohlten immer in der Freude ihres Herzens die Worte: Ey! wie gut wird das der Mutter schmecken! —

Eine gute That bringt Seegen. Dieser Tag nemlich war für unsere beyden Zwillinge, noch wegen eines andern Fundes, welcher ihnen überaus angenehm schien, merkwürdig. Während daß sie den Honig sammelten, bemerkte Fortis ein junges Zickelchen, das ganz artig seine Pfötchen auf den Rand des Korbes setzte, und begierig von den wilden Kirschzweigen fraß, womit der Korb angefüllt war.

Das Kind war munter, stark und eben so geschwind im Lauf, als die Ziege selbst. Es stürzte also sogleich auf dieselbe los, die nicht viel größer war als ein Haase. Der Kleine faßte sie in der Mitte des Leibes, band ihr

sein Tuch um den Hals, und führte sie in die Höhle.

Unsere jungen Versorger waren über allen Ausdruck zufrieden, sie konnten sich kaum halten, als sie die kleine Ziege scherzen und springen sahen; allein sie freuten sich noch vielmehr, als sie wenige Zeit nachher die Mutter des Zikkelchens von weiten entdeckten, welche herbeylief, um ihr Junges wieder zu haben.

„Ach! mein Bruder! rief Fortis vor Freude ausser sich aus, ach! Lieber, was für ein schöner Fund! sieh! hier die Ziege selbst, welche zu ihrem Jungen läuft! . . . Wir wollen ganz sachte gehen, um sie nicht wild zu machen. Gut! gut, antwortete Blandus, wenn sie mit dem Kleinen bey uns bleiben will, so wollen wir sie mit Blättern und frischen Kräutern füttern, die wir alle Tage sammeln wollen. Sie wird uns dafür gute Milch geben, und das wird dem Vater und der Mutter recht wohl thun.“

Indem sie so miteinander schwatzten, er-

reichten die beyden Zwillinge wieder ihren gewohnten Aufenthalt, sie traten schnell herein, indem sie mit großer Mühe die kleine Ziege hinter sich her zogen, die sich aus allen Kräften sträubte. Die Ziege wurde durch die Dunkelheit des Gewölbes erschreckt, und fing traurig an zu blöcken. Sie blieb die ganze Nacht auf der Erde liegen.

Voll Eifer die Ziege zu zeigen, faßte sie Fortis in seine Arme, und trug sie eilig seinem Vater entgegen. Blandus aber brachte seiner Seits der Mutter den Honig, aus dem Stocke, kleine Kirschen, Mispeln, Heydelbeere, Granatäpfel, und große schwarze Brombeeren, welche er längst dem Rande des Holzes gegen Mittag zu gepflückt hatte.

Bezaubert von der aufmerksamen Sorgfalt ihrer geliebten Kinder, umarmte sie Eponina mit Zärtlichkeit, und sagte hierauf zu ihnen: meine Lieben, eure Geschenke sind uns überaus angenehm, allein wir können die kleine Ziege nicht behalten. — Ach! warum denn Mutter,

versetzte Fortis mit Lebhaftigkeit, warum denn das? sie ist ja so artig! — Liebes Kind, fuhr die Mutter fort, du kennst ohne Zweifel den Kummer nicht, den die arme Ziege empfindet, der du ihr Kleines genommen hast, sie liebt es gewiß eben so sehr, als ich dich liebe, sie hat gewiß nichts so lieb: wenn nun jemand zu seinem Vergnügen dich auch deinem Vater und deiner Mutter entrisse, würde ich Ursache haben damit zufrieden zu seyn? würdest du selbst damit zufrieden seyn? —

Ach! Nein, liebe Mutter, antwortete der Bruder des Blandus! — Nun gut, mein Sohn, warum willst du deine Beruhigung auf Kosten dieser armen Ziege suchen, deren Ruhe und Freyheit du gestört hast? Geht, meine Geliebten, und gebt morgen früh die kleine Ziege ihrer trostlosen Mutter wieder, und wisset, daß das Vergnügen, welches irgend Jemanden eine Thräne kostet, einer gefühlvollen und edlen Seele nicht würdig ist.

Die beyden Zwillinge sahen sich also in

ihrer Erwartung betrogen, und hatten sich in Vielem verrechnet. So hatten sie Schüsseln von Stein künstlich ausgehöhlt zubereitet, um die Milch der Ziege, die sie noch nicht hatten, hinein zu lassen; schon hatten sie ihr einen kleinen Stall gebaut, und in der Mitte einen Pfahl gesteckt, um sie daran zu binden; allein die vernünftigen Vorstellungen ihrer Mutter ließen sie ihren Plan aufgeben, und sie folgten ihr.

Den andern Morgen nahm also Fortis die kleine Ziege, und nach Eponinens Anweisung führte er sie mit seinem Bruder aus der Höhle, und ließ sie frey. Wie sehr erstaunten aber Blandus und Fortis, wie gerührt waren sie beyde, als sie die alte Ziege erblickten, welche beynahe die ganze Nacht um ihr Kleines gejammert hatte. Schmachtend hatte sie sich längst eines Baches hingestreckt, allein sie hatte hier nicht schlafen können, und schien krank zu seyn.

So bald nur die Ziege in der Ferne ihr Zickelchen blöcken hörte, erhob sie sich schnell,

und fieng ebenfalls an verschiedene Mahle zu blöcken. Das arme Thier, sagte Blandus zu seinem Brüder! wie vergnügt es ist! die Mutter hatte wohl Recht. Siehe nur einmahl wie sehr sich Mutter und Kind liebkosen.

Bey diesen Worten machte Fortis eine Bewegung, welche das Kleine, das eben saugen wollte, erschreckte. Es entfloh wie ein Pfeil mit seiner Mutter; und die beyden Zwillinge konnten nicht müde werden ihnen nachzusehen. Sie folgten ihnen mit den Augen weit über die Felder.

Schre-

Schrecken der beyden Zwillinge — Sie werden beynahe aufgefangen — Sie fliehen zu ihrer Mutter — Traurige Nachricht — Reuter in der Höhle — Wiehern der Pferde — Trostlosigkeit des Sabinus — Er verbirgt sich mit seiner Gattin — Nachsuchung der Trabanten — Sabinus und Eponina ergeben sich — Sie werden nach Rom gebracht — Unruhige Neugierde des Vespasian — Die beyden Zwillinge zu den Füssen des Kaysers — Rache des Vespasian — Peinliche Strafe der beyden Gatten — Tod der beyden Zwillinge. —

Blandus und Fortis sahen immer die Ziege mit ihrem Jungen auf der Ebene hinlaufen. Als sie sich näherten um, sie mit mehr Muse zu betrachten, bemerkten sie einen Haufen Menschen zu Pferde, welche in vollem Gallopp auf sie zu kamen. „Mein Bruder! sagte Blandus zum Fortis, mein lieber Bruder, laß uns fliehen! Das sind gewiß Reuter vom Kayser, welche den Vater und die Mutter suchen.

Ach! ja antwortete zitternd Fortis, sie blicken hierher, und man sollte denken sie riefen uns; geschwind laß es uns den Eltern sagen, um sich zu verstecken.

Die beyden Zwillinge hatten allerdings Ursache unruhig zu seyn. Kaum waren sie auf ihrem Wege wieder zurückgekehrt, als die Reuter mit verhängtem Zügel hinter ihnen her eilten. Sie hatten in einem Augenblick den Wald durcheilt und es fehlte nicht viel, daß sie nicht den kleinen Blandus und seinen Bruder erreicht hätten, gerade als diese in das erste Gewölbe der Höhle traten.

Als sie, ganz zitternd, durch die dunklen Krümmungen des Labyrinthes sich durchgewunden hatten, stürzten sich die armen Kinder in die Arme ihrer Mutter, ohne daß sie ein Wort hervorbringen konnten. „Lieben Kinder, rief Eponina, als sie sie todtblaß und ganz mit Schweiß bedeckt erblickte, — was ist euch denn wiederfahren? — Mutter! . . Mutter . . lösche das Licht aus! — antwortete Blan-

das mit erstickter Stimme, und konnte kein Wort weiter hervorbringen.

Fortis versetzte hierauf mit dem Ausdrucke des Schmerzes: Ach! meine arme Mutter! verbirg dich geschwind, und auch den Vater! die kayserlichen Soldaten sind unten am Eingange! —

Kaum hatte das Kind die traurige Nachricht angezeigt, als sich mit einem Mahle Pferdegewieher hören ließ, und die Echo des Gewölbes einige Minuten lang auf eine fürchterliche Art davon wiederhallten.

„Edle Gefährtin meines Unglücks, und ihr, theure Kinder, sagte Sabinus, indem er seine Hände gegen das Gewölbe der Höhle erhob, so ist es denn aus mit uns, wir sind verlohren . . . unsere letzte Stunde naht — Lieber, versetzte Eponina mit einem sichern und gefaßten Tone, laß uns nur unsern Muth nicht verlieren. Seit den neun Jahren welche wir in diesem Gewölbe verseufzt haben, sind wir schon in andern Gefahren gewesen, aus

denen wir uns glücklich herausgerissen haben. Glaube mir! wir werden auch dieser entgehen.

Von einem nur zu gegründeten Schrecken ergriffen, versteckte sich schnell Sabinus mit seiner Gemahlin und seinen Kindern in eine Oefnung des Felsen, die ihm schon oft bey ähnlichen Ereignissen zum Aufenthalte gedient hatte. Er hielt seine Frau in seinen Armen und diese drückte ihre beyden Kinder an ihre Brust, um sie zu erwärmen; und so blieben die Unglücklichen zwey Tage und zwey Nächte auf der Stelle in der sie sich kaum zu bewegen und zu athmen vermogten. Sie stellten sich bey dem geringsten Geräusch den letzten Augenblick ihres kläglichen Lebens vor; und empfanden in dieser ganzen Zeit, alle die tausendfach abwechselnde, herzzerreissende Angst, welche weit schlimmer ist, als die Gefahr selbst.

In dieser unzugänglichen Freystatt konnten die vornehmen Flüchtlinge leicht allen Nachforschungen der Soldaten trotzen, welche nach ihrem Verderben dürsteten; allein sie waren

deshalb doch nicht unzugänglich für einen Feind, der noch weit grausamer war. Von jeder Art der Lebensmittel gänzlich entblößt, ohne einem Tropfen Wasser, um ihren quälenden Durst zu stillen, fühlten sie, daß es ihnen unmöglich sey, länger in einer so fürchterlichen Lage zu bleiben.

Wären Sabinus und Eponina allein gewesen, sie würden mitten in ihrer Höhle den Tod erwartet und stolz erdultet haben; allein wie konnten sie länger die unschuldigen Gefährten ihres langen Elends leiden lassen? wie sich entschließen sie ohne Hülfe umkommen zu lassen? „Mein Geliebter, sagte Eponina zum Sabinus, laß uns endlich alles wagen unsere Kinder zu retten; laß uns diesen Aufenthalt verlassen, wir können uns hier nicht mehr halten. Ich sehe recht wohl, daß der Kayser von unserm mühseeligen Leben unterrichtet ist; wir wollen uns ergeben, uns ihm zu Füssen werfen, und seine Milde anflehen.“

Die Gefahr wurde immer größer. Ein Haufe von Trabanten durchirrte hier und da,

alle Krümmungen des Gewölbes. In der einen Hand hielten sie ihr scharfes spitziges Schwerdt, in der andern eine brennende Fakkel, um ihren irrenden Schritt in dieser Dunkelheit zu leiten. Sobald diese Wüdrige die kleinste Spalte in dem Felsen entdeckten, stießen sie ihr Mordgewehr bis an das Heft hinein, und riefen unwillig: „Hierinnen ist auch Nichts!“

Mitten unter diesen fürchterlichen Nachsuchungen trat endlich Sabinus aus seinem Schlupfwinkel mit seiner Gemahlin und seinen Kindern hervor. Kalt sagte er zu dem ersten Soldaten, den er erblickte: „Hier sind die, die du suchst, thue deine Schuldigkeit und führe uns zu deinem Herrn!“

Das wilde Ansehen der Soldaten, ihre wiederhohlten Verwünschungen, die blitzenden Schwerdter, welche sie drohend erhoben, der Schimmer der Todenfackeln, alles dieses bildete einen Auftritt, gleich den der Hölle und der Furien. Eponina, die zärtliche Eponina, konnte diesen Anblick nicht aushalten. Sie

wurde ohnmächtig und sank zu den Füssen eines dieser Wüdrige. Von plötzlichen Entsetzen ergriffen schrieen die beyden Zwillinge mit dem Accent der Verzweiflung: „Ach tödtet unsere Mutter nicht, tödtet unsere Mutter nicht!“

Seit neun Jahren waren nun schon diese vornehmen Flüchtlinge, angeklagt von geheimen Feinden, aller Orten aufgesucht worden: so lange hätten sie jede Nachforschung vereitelt, und schon verzweifelte Vespasian ihrer jemals habhaft zu werden. Man kann sich leicht die Freude der nach ihrer Beute hungrigen Soldaten denken. Die unglückliche Familie zu ergreifen, sie entehrend zusammen zu binden, und nach Rom zu führen, war das Werk weniger Stunden.

Das Unglück flößt immer ein zartes Mitleiden ein, und man fühlt sich unwillkührlich geneigt die Vergehungen zu vergessen, wenn sie durch Reue und große Eigenschaften gleichsam abgebüßt werden. Als Sabinus und seine Gemahlin in die Stadt traten, fanden sie auf

ihrem Wege eine ungeheure Menge von ihren Mitbürgern. Durchdrungen von Bewunderung ihrer innigen Vereinigung, ihrer Tugenden, und ihrer Standhaftigkeit im Unglück, wünschte Jedermann in seinem Herzen, der Fürst möchte ihnen vergeben.

Voll unruhiger Neugierde, durch den Durst nach Rache gefoltert, nahm sich der Imperator, welcher eben speißte, nicht so viel Zeit sein Mahl zu vollenden. Er stand eilig auf, und gieng herab in den ersten Hof seines Pallastes, und erwartete hier mit den Herrn seines Gefolges, daß man ihm die Gefangenen vorführte, deren Nahmen ihn noch mit Schauder erfüllte.

Die ersten Gegenstände, welche sich seinen Augen darboten, waren die beyden Zwillinge einer an den andern gebunden. Diese beyden Unschuldigen stürzten sich sogleich zu seinen Füssen, sie umarmten demüthig seine Kniee, ergriffen seine Hände, die sie mit ihren Thränen benetzten, und flehten ihn um Erbarmen.

Wider Willen einen Augenblick bewegt, stieß der unbiegsame Fürst das Mitleid von sich, welches in sein Herz eindrang und stolz trat er von ihnen zurück. Die kleinen Unglücklichen hoben nun ihre Hände gegen ihn auf und wiederhohlten mit jener Kraft, welche Blut und Natur so gut einzuhauchen wissen, die Worte: „O, Cäsar, schone meines Vaters, schone meiner zärtlichen Mutter!“

Bey diesem rührenden Ausdruck der kindlichen Liebe, konnten sich der Hof und das Volk der Thränen der Rührung nicht enthalten. Alle riefen mit gemeinschaftlicher Stimme: Gnade, Gnade den unglücklichen Gatten!“

Stolz und Ehrsucht sind wilde Leidenschaften, welche die Seele der Großen den süssesten Empfindungen der Menschlichkeit verschließen. Das rührende Schauspiel der beyden unschuldigen Geschöpfe, welche für die Urheber ihres Lebens die so wohl verdiente Gnade erflehten, und die gemeinschaftlichen Wünsche der Römer bewirkten Nichts weiter als daß sie den herzlosen Despoten noch mehr entflammten.

Vespasian, welcher sich unsterblich gemacht haben würde, wenn er die beyden erhabenen Schuldigen unter die Zahl seiner Freunde aufgenommen hätte, entehrte sich dadurch auf immer, daß er sich an einem Nebenbuhler rächte, der ihm nicht mehr gefährlich seyn konnte. Er ließ sie militairisch auf der Stelle richten, und sie wurden sogleich zum Richtplatz geführt. Um die Barbarey voll zu machen, entriß man ohne Mitleid die Kinder den Umarmungen ihrer Eltern; und Eponina erhielt zu ihrer Strafe nichts als die Erlaubniß, ihnen ihr Bildniß, eine Locke von ihrem Haare, und Pappiere zu überlassen, worinnen sie die interessante Geschichte ihres Unglücks beschrieben hatte.

Indeß die treuen Gatten ihr unglückliches Leben endigten, wurden die jungen Erben ihres Unglücks in einen Thurm an den Ufern der Tiber geschleppt. Als Blandus und Fortis sich auf ewig von ihren einzigen Stützen auf der Welt getrennet sahen, konnten sie nicht länger einer so grausamen Lage widerstehen. Sie überließen sich dem schwärzesten Kummer

und endlich der Verzweiflung. Vergebens versuchte man es sie zu trösten, vergebens gab man ihnen Spielzeug, welches sonst die Kindheit zu zerstreuen pflegt. Sie verschmähten Alles bis auf die Nahrung, welche sie erhalten sollte.

Sie weinten Tag und Nacht, und hörten nicht auf zu ruffen: „Mutter! liebe Mutter! Ach! gebt uns unsere geliebte Mutter, unsern Vater wieder! oder bringt uns auch um!“ Mitten unter diesem herzzerreißendem Geschrey gaben die Kinder des Sabinus ausgezehrt, von Schlaflosigkeit und Mangel an Speise, in ihrem neuen Gefängnisse ihren Geist auf. Man fand sie ausgestreckt auf dem Boden einen neben dem andern, die Arme wechselseitig einander um den Hals geschlungen.

So lebten, von ihrer Wiege an, von heiliger Achtung gegen die Urheber ihrer traurigen Tage durchdrungen; so starben diese muthigen und edlen Kinder. Die Geschichte hat mit Wohlgefallen die bewundernswürdigen Zü-

ge ihres flüchtigen Lebens gesammlet; weil es nichts schöneres, nichts rührenderes giebt, weil Nichts so sehr die Menschheit ehrt, als ein gefühlvolles von Dankbarkeit durchdrungenes Herz. Möchten die Kinder unserer Zeit, möchten auch diejenigen, welche auf sie folgen werden, diese großen Beyspiele kindlicher Tugend nachahmen. Es ist ja das edelste, süßeste Gefühl der Natur, es ist der Grundpfeiler der Tugend, das Unterscheidungszeichen, einer bessern edlern Natur.

II.

Lilia Fundana, Tochter des Fundanus, Römischen Consuls, gebohren zu Rom, im Jahr Christi 99.

Das Gut, welches Fundanus seiner Tochter aufsparte, — Vortrefliche Eigenschaften und seltene Talente der Lilia — Sie pfleget ihres Vaters und ihrer Mutter, welche beyde zugleich krank sind — Ihre klugen Mittel, um sie zu beruhigen — Tod der Manilia, der Mutter der Lilia.

Lilia Fundana war die jüngste Tochter des Fundanus, eines römischen Consuls, der sich eben so sehr durch seine Gelehrsamkeit, als durch seine Rechtschaffenheit und häußlichen Tugenden auszeichnete. Obgleich dieser vornehme Mann, Eigenthümer unermeßlicher Besitzungen, theils an Landgütern, theils an

Häußern war, so legte er doch auf alle diese Glücksgüter sehr wenig Werth: „Das höchste Gut, das ich gerne meiner kleinen Lilia hinterlassen möchte, sagte er oft, ist ein gründlicher Unterricht, ein gesunder und vorurtheilsfreyer Geist; die Kenntniß der gesellschaftlichen Pflichten; eine stets gleiche und vernünftige Aufführung, viel Geschicklichkeiten und noch mehr Bescheidenheit."

Der kluge Vater erreichte auch bey diesem Plan seine Absicht; unermeßlich reich, Erbin und Tochter eines berühmten Mannes, war doch Lilia weit entfernt ein stolzes oder eitles Betragen, das in dem Schooße des Ueberflusses nur zu gewöhnlich ist, anzunehmen. Ob sie gleich sehr ausgebreitete Kenntnisse besaß; ob sie gleich Talente zeigte, die sie in mehr als einer Gattung zur Vollkommenheit gebracht hatte, so vermißte man doch nie an ihr, jene naive Aufrichtigkeit und liebenswürdige Einfalt der ersten Jugend.

Im elften Jahre konnte Lilia schon Alles, Nähen und Sticken. Ihre und ihrer Mutter Kleider zuzuschneiden war ein bloßer Scherz für dieses liebenswürdige und fleißige Kind. Sie tanzte mit Grazie, zeichnete sehr schön, sang mit ausgesuchtem Geschmack, und machte bey Tische die Ehrenbezeugungen, mit eben der Leichtigkeit, als wenn sie Wirthin im Hause wäre.

War ihr Vater in seinem Kabinet mit literarischen Arbeiten beschäftiget, so suchte ihm Lilia die Stellen auf, die er brauchte, las' sie ihm vor, und diente ihm als Sekretair bey seinen Correspondenzen. War Fundanus durch langes Nachdenken ermüdet, oder durch schwere Arbeiten, so lief die gefällige Tochter sogleich zu ihrer Laute, und indem sie die sanften Töne ihrer Stimme mit den Tönen des Instruments verschmolz, suchte sie ihrem Vater durch Alles, was die Musik an Abwechselung und Erhohlung hat, zu erheitern.

Die Geschichtschreiber, welche uns die seltenen Eigenschaften dieser jungen Römerin auf-

behalten haben, haben mit Recht die Güte ihres Charakters, ihre Liebenswürdigkeit, und ihr trefliches Herz gepriesen. Sie verweilen vorzüglich bey der besondern Hochachtung, und der stets zuvorkommenden Ergebenheit gegen ihre Eltern. Wir wollen einige auffallende Züge davon anführen, welche uns ihr Andenken liebenswürdig zu machen im Stande sind.

Die interessante Lilia war nur neun Jahr alt, als Manilia ihre Mutter von einem Uebel befallen wurde, welches die Aerzte von seinem Anfange an für unheilbar hielten. Fundanus wurde von dem hofnungslosen Zustande seiner Gattin dergestallt gerührt, daß er selbst darüber krank wurde. In dieser schrecklichen Lage zeigte das gefühlvolle Kind eine für sein Alter erstaunenswürdige Besonnenheit und Klugheit.

Als ihr Vater und ihre Mutter zu Bette lagen, und zwar jedes in einem besondern Zimmer, so gieng Lilia wechselsweise aus einem in das andere, um sie zu warten und zu trösten. Eben so klug als zärtlich und liebkosend ver=

verbarg sie beyden den traurigen Zustand des einen und des andern.

Wie steht es heute mit deiner Mutter, fragte sie der unruhige Vater. „Ach! antwortete sie, mit verstellter Heiterkeit, die Mutter befindet sich heute schon viel besser als gestern! Der Arzt versichert, sie würde noch vor dem fünften Tage ein wenig aufstehen und dir Gesellschaft leisten können!“

Sie ging sogleich unter verschiedenen Vorwänden, die sie geschickt herbeyzuziehen wußte, fort; und mit Thränen im Auge und den bittersten Kummer im Herzen eilte das zärtliche Kind geschwind in einen Winkel, um sich ungestört ausweinen zu können. Geschwind trocknete sie ihre Wangen wieder ab und besuchte ihre sterbende Mutter. Sie brachte ihre Mienen wieder in Ordnung, nahm eine ruhige Stimmung an, und brachte ihr die beruhigendsten Nachrichten von Fundanus: „Liebe gute Mutter, sagte sie, der Vater hat fast gar kein Fieber mehr; ich habe dir zwey Küsse von ihm zu geben, sey

nicht unruhig; strecke deine Hand ein wenig aus, ich will sie küßen.

Tod der Manilia — Schmerz und durchdringendes Geschrey der Lilia — Wahnsinn des Fundanus — Unschuldige List der Tochter, um ihn zu trösten — Genesung des Fundanus. —

Indessen kam die unglückliche Stunde, welche die Aerzte verkündigt hatten, herbey. Die junge Gemahlin des Fundanus starb an den Folgen ihres letzten Wochenbettes in einem Alter von sieben und zwanzig Jahren. Es war der erste Merz, und gerade ein Tag, an dem sich Fundanus schlechter befand als gewöhnlich. Als Lilia des Morgens in das Zimmer ihrer Mutter trat, als sie sie ganz bleich und bewegungslos erblickte, vergaß sie aus Verzweiflung ihre gewöhnliche Vorsicht. Sie schrie heftig auf, und fiel ohnmächtig zu Boden.

Als sie wieder zu sich gekommen war, stellte sich Lilia mit Zittern die tödtliche Unruhe

vor, die sie ihrem Vater dadurch, daß sie sich ihrem Schmerz überlassen hatte, verursacht haben mußte. Ihre erste Sorge war zu ihm zu eilen, und ihn über die Unruhe, in die er gerathen seyn konnte, durch eine Täuschung zu beruhigen.

Diese Vorsicht kam sehr zu rechter Zeit. Fundanus, welcher die unglückliche Begebenheit, die sich ereignet hatte, ahnete, litt gerade die allerheftigsten Krankheitsanfälle. Was man ihm auch sagen mochte, er wollte durchaus nichts hören. Sein Wahnsinn hatte den höchsten Grad erreicht. Er forderte unaufhörlich ein Schwerd und war entschlossen sich damit zu durchbohren, um seine geliebte Gemahlin nicht zu überleben.

Unterdessen kam die aufmerksame und muthige Lilia herbey. Sie stellte sich geschwind sehr kaltblütig, und kam allen Fragen zuvor, indem sie sogleich selbst das Wort nahm: „Ach! was habe ich so eben für einen Schreck gehabt, sagte sie mit lachender Miene. Die Mutter trank eine Tasse Brühe, und der kleine Hund tauch-

te seine beyden Pfoten mitten hinein. Sie hat über die Helfte verschüttet und das ganze Bette schwimmt. Ach! ich hätte gleich die Bestie mögen . . ."

Die Kleine sprach diese letzten Worte mit einem so natürlichen Tone aus, daß sie ein wahrer Balsam für die Verzweiflung des Funanus wurde, welche sich sogleich stillte. Er glaubte über den Zustand seiner Gattin in Irrthum zu seyn, und sagte ruhig: „ich fürchtete schon das Geschrey und der Lerm, den ich gehört habe, möchte eine andere ernsthaftere Ursache haben. Komm her, meine Tochter, komm her! laß dich umarmen, liebes Kind!"

Seit diesem Augenblicke fing es an mit dem edlen Gemahl der Manilia immer besser und besser zu gehen; durch Vorsicht und Sorgfalt erhielt er unvermerkt seine Gesundheit wieder, und er hielt endlich selbst die traurige Nachricht von dem Tode seiner Gattin mit Kraft und Muth aus.

Festigkeit des Fundanus in seinem Unglück — Er vermählt sich nicht wieder aus Zärtlichkeit für seine Tochter — Seine Anstrengungen und die Erziehung seiner Tochter zu vollenden — Ruf dieser jungen Person — Ihr Verstand — Der Diamantring. —

Als Fundanus von seiner Krankheit genesen war, erfuhr er endlich die traurige Nachricht, die man ihm nicht mehr verbergen konnte. Der Schlag war allerdings heftig erschütternd für ein so fühlendes Herz, allein er unterlag ihm doch nicht. Die Vernunft äußerte endlich über ihn ihre Herrschaft wieder, und er dachte weniger an den Verlust, den er so eben in der liebenswürdigsten Frau erlitten hatte, da er ihr Ebenbild in seiner Tochter wiederfand. Entschlossen von nun an alle seine Zärtlichkeit in ihr allein zu vereinigen, wollte der edle Gatte sich nicht wieder verheyrathen. All sein Glück und seine ganze Ehre fand er dar-

innen die Erziehung seiner Tochter zur Vollkommenheit zu bringen.

Die besten Schriften in jeder Art, die in ihrem Fache ausgezeichnetesten Lehrer und Meister, die besten Künstler wurden mit grossen Kosten von dem guten Vater ausgewählt und zu dem Endzwecke, den er sich vorgesetzt hatte, mit zu wirken. Versprechungen, Ehrenzeichen, Belohnungen, nichts wurde gespart, um so kostbare Dienste zu vergelten. Die Fortschritte des jungen Mädchens waren auch so groß, daß sich der Ruf davon bis weit über das römische Gebiet erstreckte. Väter und Mütter waren eifrig bemüht sie ihren Kindern zu zeigen, und sie als ein in jeder Rücksicht nachahmungswürdiges Muster aufzustellen.

Eine wichtige Bemerkung ist diese, daß, so vollkommen auch die Schönheit Liliens war, so viel Grazie und Annehmlichkeit sie auch besaß, man doch diese glänzenden Geschenke des Zufalls ganz vergaß. Man sprach in den ersten Gesellschaften von Nichts als den Talen-

ten dieses bewundernswürdigen Geschöpfs, man prieß nur ihre Kenntnisse, ihre Geschicklichkeit in allen weiblichen Künsten, die Reitze ihres Geistes, vorzüglich war man unerschöpflich in Ansehung der Eigenschaften ihres gefühlvollen, edelmüthigen, und liebenden Herzens.

Unter so vielen interessanten Zügen wollen wir nur einen einzigen anführen, welcher uns einen Begriff von der Bescheidenheit, dem feinen Gefühl und dem Verstande des jungen Mädchens zu geben vermag. Ihr Vater, der in seinem Betragen eine edle Einfalt bewieß, hörte doch nicht auf ihr theure und ausgesuchte Kleider zu empfehlen; seine ausserordentliche Zärtlichkeit ließ ihn seine ökonomischen Grundsätze ganz vergessen, und es machte ihn ein besonderes Vergnügen, seine Tochter sehr schön geputzt zu sehen.

Eines Tages kaufte er ihr, um sie für einen mit viel Geschmack und Feinheit abgefaßten Brief zu belohnen, einen Ring von Diamanten. Beym Anblick dieser Kostbarkeit schien

Lilia sehr vergnügt, und dankte ihrem Vater tausendmahl auf das zärtlichste. Nachdem sie ihn einige Zeit betrachtet hatte, fragte sie ihren Vater, was die Diamanten kosteten. Er sagte ihr den Preiß, welcher beträchtlich war.

„Ihr Götter! rief das junge Mädchen aus, so theuer! Erinnerst du dich, lieber Vater, daß du mir oft gesagt hast, der wahre Schmuck unsers Geschlechts sey Geschicklichkeit, Weisheit und Einfalt? Soll ich dir's gestehen? — Nimm ihn wieder! ich kann eine solche Kostbarkeit, die ich in einem Augenblicke verliehren könnte, und welche allein hinreichte, eine edle Familie mehrere Jahre zu erhalten, nicht an meinen kleinen Finger tragen.“

Entzückt, so viel Verstand bey seiner Tochter zu finden, rief Fundanus aus: „Wie glücklich bin ich, daß ich dich habe! Wer sollte nicht deine Mäßigung, deine Klugheit bewundern! Es ist unmöglich, die Erziehung, die du erhalten hast, besser zu benutzen! Weit mehr deinen Grundsätzen getreu als dein Vater,

weißt du, die Lehren und Rathschläge, die ich dir bloß gegeben hatte, auch wirklich in Ausübung zu bringen. Ach! es ist nur zu wahr, die Neigung zum Luxus und Ueberfluß bringt oft Nichts hervor als Unordnung und bittern Kummer. Ein noch so fest gegründetes Glück wird dadurch zu Grunde gerichtet. Man kann sich nicht zu zeitig an ein einfaches Leben selbst im Schoose des Ueberflusses gewöhnen, um in einer ganz andern Lage des Lebens sich nicht übel zu befinden. O! meine Lilia, mein theures Kind, laß dich umarmen, laß dich an mein Herz drücken. Welches Glück für den edlen Mann, der einst einen Schatz wie dich besitzen wird.

Die junge Lilia wird von allen Seiten her zur Ehe begehrt — Ankündigung des Vaters — Naive Antwort der Tochter — Fundanus liest das Leben der Manilia — Lilia fällt vor Zärtlichkeit in Ohnmacht — Ihr plötzliches Uebelbefinden — Sie verbirgt ihren Zustand dem Vater — Standhaftigkeit der jungen Römerin in ihrem Schmerz — Ihre Gefahr — Liebkosungen derselben gegen ihren Vater — Sie läßt sich mahlen — Geschenke, die sie ihren Schwestern und jungen Freundinnen giebt — Ihre letzten Worte — Reflexionen.

Unterdessen nahm die interessante Lilia an Schönheit eben so zu wie an Tugend und Geschicklichkeiten. Sie enthüllte einen Charakter, der ihr Glück eben so zu sichern fähig war, als das Glück desjenigen, welcher einst sein Schicksaal mit dem ihrigen vereinigen sollte. Die Häupter der vornehmsten Familien Roms verlangten sie schon seit langer Zeit für ihre Söhne zur Gemahlin, und zwar eben sowohl

in Rücksicht ihrer persönlichen Eigenschaften, als ihrer Mitgift, und Geburt.

Obgleich dieses junge Mädchen erst dreyzehn Jahr alt war, war sie doch schon so ausgebildet, so klug und vernünftig, daß ihre Verheyrathung schon in diesem Alter festgesetzt wurde.

Einige Tage vor den Hochzeitfeyerlichkeiten nahm Fundanus seine Tochter auf die Seite, und theilte ihr seinen Entschluß mit: „Lieber Vater, antwortete sie mit Herzlichkeit, ich habe mir nie einen andern Mann und Freund gewünscht als dich. Allein ich werde Alles mir gefallen lassen, was dir Vergnügen machen kann. Weil du mich denn verheyrathen willst, will ich gern darein willigen, nur mit der Bedingung, dich nie verlassen zu dürfen!“

„Das ist ebenfalls mein anfrichtigster Wunsch, entgegnete Fundanus, indem er seine Tochter an sein Herz drückte. O! du bist das treueste, ähnlichste Bild meiner tugend-

haften Gattin, deren Andenken mir bis an den letzten Hauch meines Lebens lieb und theuer seyn wird. Ja! Ja! wir wollen immer beysammen bleiben! Ach! du bist mir nur zu unentbehrlich geworden! Wenn du dich ja von mir trennen solltest, — es würde mir unmöglich seyn deine gefühlvolle Mutter und dich länger zu überleben!" —

Bey diesen Worten nahm Fundanus eine Schrift zur Hand, welche mit kleinen Gemählden und Bändern geziert war. Es war das Leben der Manilia von ihrer frühesten Jugend bis an ihren frühzeitigen Tod. Die unschuldige Geschäftlosigkeit ihrer Kindheit, ihre Arbeiten und ihre Spiele, ihre Mängel und Eigenschaften, alles war hier mit einer eben so naiven als rührenden Simplicität beschrieben. Der aufmerksame und sorgende Vater hatte diese Schrift verfertiget, damit sie zum Unterricht und Beyspiel seiner Enkel dienen sollte.

Je weiter der gute Vater, der gefühlvolle Gatte in seiner Lectüre kam, desto anziehender wurde sie für ihn in jedem Betracht. Allein

als er bis an den Punkt seiner ewigen Trennung von seiner geliebten Gemahlin gekommen war, wurde er bis zu Thränen bewegt. Bey dieser so lieben und zugleich herzzerreißenden Erinnerung brachen seine innersten Gefühle mit einer solchen Kraft und Wärme hervor, daß seine Tochter ganz erschüttert in Ohnmacht zu seinen Füßen sank. Als sie wieder zu sich gekommen war, fühlte sich die zärtliche Tochter von einem Herzdrücken ergriffen, und ein hitziges Fieber nöthigte sie, sich zu Bette zu begeben.

Fundanus war weit entfernt die traurigen Folgen dieser plötzlichen Unpäßlichkeit vorher zu sehn. Lilia, welche die Stärke ihres Uebels verbarg, aus Furcht ihren Freund zu beunruhigen, nahm eine unbesorgte Miene an, die ihr keinesweges von Herzen kam. Indessen vermehrte sich die Gefahr, und je ernsthafter sie wurde, desto mehr bemühte sie sich ihren zärtlichen Vater zu trösten. „Lieber Vater, sagte sie oft, wie? du weinst? sey doch wenigstens so muthig, als deine Tochter!

Der Anfall war unheilbar und die Aerzte

gaben selbst nicht einmahl Hofnung einiger Verzögerung. Zwey Tage und zwey Nächte hörte dieses verständige Kind, welches sein nahes Ende schon fühlte, nicht auf seinen unglücklichen Vater zu unterhalten; während dieser langen und schmerzhaften Zeit drückte sie seine Hand bald an ihren Mund, bald an ihr mattes Herz.

Welche Geistesgegenwart! Welcher Muth in einem so fürchterlichen Momente! Wenige Augenblicke vor ihrer letzten Stunde sagte Lilia zu ihrem Vater: „Ich bitte dich, lieber Vater! thue mir einen einzigen Gefallen!“ — „Rede, mein Kind! rede, ohne dir Zwang anzuthun, könnte ich dir Etwas abschlagen?“ — „Ich möchte mich gerne mahlen lassen, und dir mein Bildniß schenken. Ich fühle es wie theuer dir dieses Geschenk seyn muß!“

„So lieber Vater! wirst du mich doch nicht ganz verlieren!“

Sie zerfloß beynahe dabey in Thränen, und konnte nicht ein einziges Wort mehr hervor-

bringen. Fundanus ließ sogleich einen der geschicktesten Mahler in Rom rufen. Als der Künstler gekommen war, nahm Lilia die möglichst interessanteste Stellung an. Die Beruhigung, dem Urheber ihres Lebens diese schwachen Ueberreste von ihr selbst zurückzulassen, gab ihr eine Stärke, welche mit dem traurigen Zustande ihres Körpers nicht in Verhältniß stand. So lange sie dem Mahler sitzen mußte, blieb sie unbeweglich, und überwand die Anfälle des fürchterlichen Uebels, welches dieses Meisterstück der Natur zerstörte.

Als der Mahler die vornehmsten Züge gefaßt und gezeichnet hatte, verlangte sie Lilia zu sehen, sie fand sie sehr ähnlich und eine gewisse Zufriedenheit verbreitete sich über ihre ganze Person: „o! lieber Vater! sagte sie, der Tod wird dir wenigstens dieses getreue Bildniß deiner Freundin nicht entreißen können! Ich bin es selbst! Du wirst dieses Bild dem Bilde meiner Mutter zur Seite stellen . . .“

Bey diesen Worten stieß das geliebte Kind einen tiefen Seufzer aus; sie schlang ihre schwa-

chen Arme um den Hals ihres Vaters, und blieb einige Augenblicke in dieser Stellung, ohne sich zu bewegen und zu sprechen. Endlich unterbrach sie das beunruhigende Stillschweigen, und sagte zum Fundanus: „Erlaube mir, lieber Vater! daß meine beyden Schwestern kommen dürfen, mich zu umarmen; laß auch meine Amme hohlen, meine Gespielen und meine guten Freundinnen.“ Als sie kamen, ergriff Lilia nach der Reihe ihre Hände, welche sie fest in die ihrigen schloß; sie ließ sich auch ihre Spielsachen, ihre Bücher, ihre schönen Kleider und verschiedene kleine Geräthschaften bringen, wovon sie jeden nach seinem Geschmack und seiner Neigung Etwas austheilte.

Meine theuern aufrichtigen Freundinnen, sagte sie zu ihnen mit dem Ausdrucke der Vernunft und der Bedaurung, hebt diese kleinen Geschenke zum Andenken an mich auf. Und ihr, geliebte Schwestern, thut alles was ihr könnt, um durch eure Sorgfalt und Aufmerksamkeit unserm guten Vater die Mutter zu ersetzen. Ach! er hat ja niemanden mehr als

euch!

euch! Ohne euch würde ihm sein Leben unerträglich werden, er würde bald gar nicht mehr seyn.“ —

Fundanus, seine Tochter, ihre Gespielen, und das ganze Hauß zerflossen in Thränen. Es war ein herzzerreißender Anblick, ihre Trostlosigkeit und Verzweiflung mit anzusehen. Was Lilien anbetraf, so war sie nicht weniger in ihrem Innersten bewegt, als diejenigen, welche einen so lebhaften Antheil an ihrem Schicksaale nahmen; allein sie behaupteten demohngeachtet in einem so fürchterlichen Augenblicke, eine bewundernswürdige Geistesgegenwart. Mit einem Fuße im Grabe, erstreckte sie noch ihre Dankbarkeit, ihre Freundschaft, und ihre Wohlthaten über diejenigen, welche für sie in ihrer Kindheit gesorgt hatten; sie bat ihren Vater noch überdies, ihrer Amme von ihrentwegen eine große Summe Geldes nebst einem kleinen Landgute zu geben.

„Wenn die gute Frau nicht hier bleiben will, fügte die junge Wohlthäterin hinzu, so

wird sie doch wenigstens einen angenehmen Aufenthalt haben, wo sie an uns denken kann. Bey einem anständigen Auskommen, werden ihr ihre noch übrigen Lebenstage ohne Sorge mit ihrem Mann und Kindern dahin fließen.

Endlich nahete sich die entscheidende Stunde, wo die interessante und weise Tochter des Fundanus ihre Augen auf immer schließen sollte. Man sahe, daß sie sich anstrengte noch Etwas zu sagen; sie bewegte die Lippen, konnte aber keine Silbe mehr hervorbringen. Sie ergriff nun die Hand ihres Vaters, der schon mehr todt war als sie, und führte sie zu ihrem Herzen; ihre Bewegung war so ausdrucksvoll, ihr Auge so belebt, so zärtlich, so sprechend, als wenn sie sagen wollte: „Lieber Vater! es schlägt noch für dich .. Lebe wohl, mein theurer Freund! .. Ich werde bald meine geliebte Mutter wiederfinden, und ihr deinen letzten Kuß bringen."

Brief des jüngern Plinius über den frühen Tod der Lilia Fundana.

Der Brief, den ich hieher setze, ist in jeder Hinsicht ein kostbares Stück. In wenigen Worten stellt er das anziehende Gemählde der Tugenden einer jungen Römerin auf, welches so sehr verdient den Kindern aller Zeitalter zum Muster der Nachahmung vorgehalten zu werden. Es beweißt zugleich, wie sehr die Erziehung der Alten die unsrige übertraf, welche in Ansehung der Weiber und Mädchen so thöricht und verkehrt ist.

„Von Traurigkeit durchdrungen, melde ich dir, mein lieber Marcellinus, daß die jüngste Tochter unsers Freundes Fundanus, so eben gestorben ist. Nie habe ich eine so hübsche, und liebenswürdige Person gesehen, welche nicht nur länger, sondern immer zu

leben verdient hätte. Ob sie gleich erst dreyzehn Jahre alt war, so zeigte sie doch schon alle Klugheit eines höhern Alters. Man entdeckte schon in ihrem Aeußern den ganzen Adel und Anstand einer edlen Frau; dieses Alles aber nahm ihr indessen Nichts von jener verschämten Unschuld, von jener naiven Grazie, welche so sehr an der Kindheit gefällt.

Mit welch reinem Herzen hieng sie nicht am Halse ihres Vaters? Mit welcher Sanftmuth und Bescheidenheit lernte sie nicht das, was er wußte, und was er liebte? Mit welcher Gleichheit vertheilte sie nicht ihre Zärtlichkeit unter ihre Wärterinnen und ihre Meister, welche ihren Geist oder ihr Herz gebildet hatten? Konnte man mit mehr Eifer und glücklichern Anlagen Etwas lernen? Konnte sie weniger Zeit, und mehr Bedenklichkeit bey ihren Vergnügungen brauchen?

Du kannst dir, mein theurer Marcellinus, nicht vorstellen, welche Herrschaft über sich selbst, welche Gedult, und welche Festigkeit dieses liebenswürdige Kind in seiner ganzen

Krankheit bewiesen hat. Folgsam gegen die Aerzte, besonders aufmerksam ihren Vater und ihre Schwestern zu trösten, erhielt sie sich, als alle Kräfte des Körpers sie verlassen hatten, einzig durch den Muth ihrer schönen Seele. Er hat sie bis zum letzten Augenblicke begleitet, ohne daß die Heftigkeit des Uebels, oder die Furcht des Todes sie hätten niederschlagen können; und dies, mein theurer Marcellin ist es, was das Maaß unsers Schmerzes und unsrer Wehmuth vollmacht.

Welch ein wahrhaft trauriger und frühzeitiger Tod! . . . Aber ich muß dir noch einen Umstand melden, welcher schrecklicher ist als der Tod selbst! Lilia Fundana war eben im Begriff, einen jungen Menschen von vortreflichen Eigenschaften zu heyrathen. Der Tag zur Hochzeit war schon angesetzt, wir waren schon eingeladen. Himmel! welche Veränderung! welcher Schreck nach so viel Freude! Ich kann dir nicht beschreiben, wie traurig ich gewesen bin, als ich hörte, wie Fundanus selbst befahl, daß Alles, was er zu Kostbarkeiten,

Perlen, Stoffen und Diamanten bestimmt hatte, zu Balsam, Essenzen, Wohlgerüchen und Trauerkleidern verwendet werden sollte.

Du weißt, Fundanus ist ein kluger und edler Mann; von seiner frühsten Jugend an hat er seinen Verstand durch die besten Kenntnisse und edelsten Künste gebildet; allein jezt achtet er auf Alles das nicht, was er sonst gehört, oder selbst gesagt hat. Alle seine Tugenden scheinen verschwunden zu seyn, bloß um seiner Zärtlichkeit Platz zu machen.

Du wirst ihn aber, mein geliebter Marcellinus, ohne Mühe entschuldigen können, ja du wirst sein Betragen selbst billigen, wenn du bedenkst, welch einen Schatz der Mann verloren hat! Lilia hatte nicht nur die Sitten, das Ansehen, die Züge ihres Vaters, sondern man konnte sie sein Ebenbild, sein andres Selbst nennen, so sehr war sie ihm in dem Vollkommensten seiner Gestalt und seiner Tugenden ähnlich.

Wenn du ihm also über diesen der Thränen und des Kummers so würdigen Gegenstand schreibst, so lege in deinen Brief weniger Kraft und Vernunftgründe, als sanftes Mitleid in deine Tröstungen. Die Zeit wird nicht wenig beytragen, sie ihm empfinden zu lassen. So wie man bey einer noch frischen Wunde die Hand des Wundarztes fürchtet, in der Folge aber sie dultet und wünscht, so empört sich auch Anfangs der heftige Schmerz gegen die Menge der Gründe, womit man ihn zu überhäufen eilt, um ihn zu heilen; allein nach und nach sucht man sie auf, und überläßt sich unmerklich den geschickt angebrachten Tröstungen.

S. Briefe des jüngern Plinius, 5. Buch.

III.

Pudens, oder das bescheidene Kind, gebohren zu Hisconium, am Adriatischen Meere, im Jahre Christi 112.

Wie der junge Pudens uns bekannt wird — Innschrift, entdeckt durch den jungen Lamoignon — Vortrefliche Erziehung und Fortschritte des Pudens in seinen Studien — Er kämpft um den Preiß in der Dichtkunst, in seinem dreyzehnten Jahre — Er wird gekrönt — Ehre, die man ihm erweißt — Vorlesung des Gedichtes des jungen Pudens — Einstimmige Beyfallsbezeugungen. —

Das Kind, dessen Geschichte wir hier in wenig Worten zeichnen wollen, würde in Vergessenheit begraben worden seyn, wenn nicht der Sohn des Präsidenten Lamoignon im vorigen Jahrhunderte eine Innschrift entdeckt

hätte. Dieses Denkmahl heiligt nur zwey Züge aus dem Leben des jungen Italieners, welche jedoch hinreichend sind, das Gedächtniß seines Nahmens auf die Nachwelt zu bringen.

Lucius Valerius, mit dem Zunahmen Pudens, d. h. der Bescheidene, wurde unter der Regierung des Kaysers Trajan, in der Stadt Hisconium, welche heut zu Tage Guasto heißt, in dem disseitigen Abruzzo, an den Küsten des Adriatischen Meeres gebohren. Der Nahme und der Stand seiner Eltern sind uns nicht bekannt. Nichtsdestoweniger kann man aus den wissenschaftlichen Fortschritten des Sohnes auf ihre Zärtlichkeit gegen ihren Sohn schließen. Pudens war noch nicht dreyzehn Jahre alt, als er es wagte öffentlich aufzutreten, und um den Preiß in der Poesie zu kämpfen. Dieser Preiß bestand in einer kostbaren goldenen Medaille und einer elfenbeinernen Lyra, welche alle fünf Jahre, an dem Tage der Lustrationen, oder Volkszählungen, dem

Verfasser des besten Gedichts zugesprochen wurde.

Valerius trug nicht allein den Sieg über einen großen Haufen seiner Mitbewerber, die um die Helfte älter waren als er, davon; sondern, was seiner Ehre einen neuen Glanz verlieh, waren die ungewöhnlichen Ehrenbezeugungen, die man ihm erwieß. Das Gedicht wurde mehrere Tage vorgelesen, es erhielt allgemeinen Beyfall, und man konnte gar nicht müde werden es anzuhören.

Vorschlag, welcher zu Ehren des jungen Dichters gethan wird — Man errichtet ihm eine eherne Statue — Gutes Herz und Bescheidenheit des Pudens — Er setzt seine Krone auf das Haupt seines Nebenbuhlers — Seine schönen Reden — Rührende Scene. —

Es ist sehr zu bedauern, daß man Nichts von dem Gedicht des Valerius weiß, nicht einmahl den Titel. Es muß indessen sehr interessant gewesen seyn, und sehr schöne Empfindungen ausgedrückt haben, denn die Bewunderung eines Jeden war so groß, daß mehrere ausgezeichnete Personen den Vorschlag thaten, dem aufblühenden Dichter eine besondere Belohnung anzubieten. Einige gingen noch weiter, und wollten ihm sogar eine eherne Statüe errichtet wissen.

Diese letztere Idee wurde auch ohne Streit angenommen. Man ließ von Rom die

geschicktesten Arbeiter im Erzgießen kommen, welche an der Verfertigung des neuen Denkmahls ohne Aufhören arbeiteten. Sobald es fertig war, wurde es auf dem vornehmsten Platze zu Hisconium aufgerichtet. Der Tag der Einweihung wurde unter Trompetenschall in allen Hauptstädten Italiens angekündigt. Diese Vorsicht hatte einen sehr nützlichen Zweck: die römische Jugend nehmlich sollte bey dem Feste zugegen seyn, und sich durch den Anblick des so glänzendbelohnten Verdienstes zur Nacheiferung erwecken lassen.

Man hätte glauben sollen, der Triumph dieses Kindes wäre nun aufs höchste gestiegen. Er hatte so eben den glänzendsten Beweiß seines Geistes gegeben; und er zeigte bey dieser Gelegenheit einen nicht weniger lobenswürdigen seines guten Herzens. Der glückliche Erfolg, welcher nur zu oft die hohe Meinung des Menschen von sich selbst erregt, weit entfernt unserm Publius auch nur den geringsten Stolz einzuflößen, schlug ihn gewissermaßen nieder. Er hatte die Furchtsamkeit des wah-

ren Verdienstes, und schien mitten unter den Beyfallsbezeugungen, die er von allen Seiten her, freywillig erhielt, in Verlegenheit zu seyn.

Ein Vorfall vorzüglich erweckte die günstigste Meinung von den Talenten und der Bescheidenheit des kleinen Valerius Pudens. In dem Augenblicke, als der erste Magistrat der Stadt Hisconium eine Lorbeerkrone um die Statüe des jungen Dichters wand, entdeckte dieser in der Ferne einen seiner Mitbewerber, welcher nach dem Urtheile des Publikums die Bestimmung des Preißes schwankend gemacht, und eine große Anzahl von Stimmen für sich gehabt hatte. Lebhaft gerührt beym Anblick seines Nebenbuhlers, in dessen Gestalt Traurigkeit und bitterer Kummer ausgedrückt war, ergriff Pudens sogleich die Krone und setzte sie ihm aufs Haupt. „Du verdienst sie mehr als ich, rief er aus, indem er ihn umarmte. Daß ich sie erhalten habe, ist gewiß in Rücksicht meines Alters geschehen, das man hat dadurch aufmuntern wollen.“

Nun hielten sich die beyden Nebenbuhler fest umarmt. Sie zerflossen beyde in Thränen, und konnten kein Wort hervorbringen; so sehr waren ihre Herzen von jenen lebhaften Eindrücken überwältigt, welche nur edle, feinempfindende Seelen zu fühlen im Stande sind.

Diese bewundernswürdige Scene zog eine unglaubliche Menge von Menschen herbey, welche den Publius Valerius und seinen Nebenbuhler, welcher um die Helfte älter war, umringten. Jedermann erzählte sie mit Vergnügen, und die kleinsten Umstände davon flogen in allen Provinzen des Reichs von Munde zu Munde. Seit diesem Tage wußte man nicht, was man mehr an dem Valerius mit dem Beynahmen Pudens, d. i. das bescheidene Kind, loben sollte, ob seinen Sieg oder seine tugendhafte Handlung, oder die Güte seines Herzens.

IV.

Marcilia Euphrosina, gebohren zu Rom, im 116. Jahre vor Christi Geburt.

Schönheit und reitzende Gestalt der jungen Marcilia — Eifrige Bemühungen der Bildhauer und Mahler, ihre Züge nachzubilden — Bemerkungen über die Vergänglichkeit äußerlicher Vorzüge — Euphrosine nicht weniger vortheilhaft begabt von Seiten des Geistes und des Herzens, als von Seiten der Reitze ihres Geschlechts. — Ihre Erziehung unter den geschicktesten Grammatikern — Verschiedenheit ihres Unterrichtes — Ihre Bescheidenheit.

Marcilia mit dem Zunahmen Euphrosina, war die einzige Tochter des Apollodorus, eines geschickten Baumeisters, welcher unter der Regierung des Trajan lebte. Der Natur, die in Ansehung so Vieler oft

undankbar ist, hatte es gefallen, in dieser jungen Römerin, deren Leben wir hier ausheben wollen, ganz besondere Anlagen und die empfehlungswerthesten Eigenschaften zu vereinigen. In ihrem zwölften Jahre war sie schon an Körper und Geist eben so entwickelt, als wenn sie achtzehn Jahre alt gewesen wäre. Lange blonde Haare, welche sich über ihren Busen und ihre Schultern ringelten, große Augen voll Seele und Sanftmuth, ein überaus edler Anstand, eine Gestalt von den Grazien gebildet, eine herrliche Statur, dies Alles erhob sie zu einer nicht gewöhnlichen Schönheit.

Mehr als einmahl späheten Bildhauer und Mahler die Augenblicke aus das schöne Mädchen zu sehen, und kamen unter mancherley Vorwand, in die Gesellschaften, wo sie sich befand. Hier waren sie eilig bemüht das Ganze von tausend glücklichen Zügen aufzufassen, welche sich nicht leicht in einer einzigen Person vereinigt finden. Mehr als einmahl baten sie dringend ihre Mutter, sie möchte ihnen

ihnen erlauben, diese junge bewunderte Schönheit zu bilden und zu mahlen, um damit Palläste oder Tempel, unter dem Nahmen der Hebe, Flora, oder Venus auszuschmücken.

Doch warum wollen wir uns länger bey eitlen Vorzügen aufhalten, welche doch nur das Werk des Zufalls sind? warum Reitze preißen, welche die kleinste Krankheit in einem Tage auslöschen kann? Nur zu oft werden überdies diese vergänglichen, nur zu sehr beneideten Güter mit tausendfachen Kummer und schneidenden Sorgen erkauft, sey es nun bey denen, die sie besitzen, oder bey denen, die sie bewundern. Man hat es schon hundertmahl gesagt, allein wir werden nicht müde es zu wiederhohlen. Die Eigenschaften des Herzens sind unendlich höher, und diese kostbaren Schätze können unsere Aufmerksamkeit, unsere Verehrung und Liebe nie zu sehr reitzen.

Dies war es auch vorzüglich, wodurch sich Marcilia interessant machte. Die Sanftmuth und Milde ihres Charakters, die Leb-

haftigkeit ihres Geistes, die Fröhlichkeit ihrer Stimmung, die Mannichfaltigkeit ihrer Unterhaltung, die Bildung und Feinheit ihrer Sitten war so groß, daß sie allgemein gefiel, selbst den unreitzbarsten. Hätte sie auch weniger auffallende Reitze der Gestalt gehabt, so hätte sie doch ihre schönsten Gespielinnen durch ihre seltenen Talente verdunkeln können.

In einem Alter von zehn Jahren schrieb Euphrosine schon eben so korreckt griechisch als lateinisch ihre Muttersprache. Die schönsten Stellen aus dem Homer, dem Virgil, dem Bion, oder Ovid, wußte sie auswendig, und deklamirte sie mit eben so viel Empfindung als Verstand. Sie hatte die berühmtesten Redner und die besten Geschichtschreiber gelesen und Auszüge daraus gemacht. Sie drückte sich immer in den passendsten und gewähltesten Ausdrücken aus, und der Klang ihrer Stimme hatte so Etwas Harmonisches und süßes, daß sie dadurch den gemeinsten Dingen einen gewissen Werth verlieh.

Es ist nicht genug sich richtig ausdrücken

zu können, man muß auch wissen seine Gedanken darzustellen, man muß ihnen Nachdruck zu geben und sie mit lachenden Farben zu umkleiden verstehen. Die Tochter des Apollodorus besaß auch dieses vornehmlich bey den Weibern seltne Talent, deren Erziehung bey uns sich gewöhnlich nur auf ein wenig Tanz und Musik einschränkt. Zeitig gewöhnt unter Anleitung der geschicktesten Grammatiker Auszüge zu machen, zu definiren und zu analysiren, Briefe über mancherley Gegenstände zu schreiben, hatte sie gelernt ihren Styl rein zu bilden; sich gewöhnt bald Grazie, bald hinreissende Kraft, bald Kürze und Mannichfaltigkeit hineinzulegen, sie mochte entweder trefliche Dichter lesen, oder selbst kleine Gedichte verfertigen.

Weil sie zugleich nicht wenig Geschichte, Mythologie, Moral und Geographie verstand, so machte sie dadurch das, was sie schrieb, anziehender und unterhaltender; und obgleich ihre Arbeiten den Geist der Kindheit an sich hatten, so wurden sie doch durch die zu rech-

ter Zeit angebrachten Citate und Maximen eben so lehrreich als anziehend, und verriethen eine schon geübte Feder.

Wie sehr beschleunigt eine sorgfältige Erziehung die Urtheilskraft, wie eilt sie den Jahren zuvor, wie bildet und verfeinert sie die Sitten, wie interessant macht sie die Jugend, die davon Vortheil ziehen will! Die geringste Kleinigkeit, welche Marcilia sagte oder schrieb, hörte oder las man mit Vergnügen, weil die eigene Richtung ihres Geistes allem den Reitz der Neuheit verlieh. Befand sie sich in Gesellschaft, so machte sie den Zauber und das Entzücken derselbn aus, weil sie sich sorgfältig hütete, ihre Verdienste und Kenntnisse zur Schau zu tragen, und sich mehr damit beschäftigte andere glänzen zu lassen, als selbst zu glänzen, und ein Jeder war dann eben so entzückt über die Einheit als über die Bescheidenheit in ihrem Betragen.

Geschicklichkeit der Marcilia in der Baukunst — Ihre unglückliche Neigung zum Spott — Unklugheit des Apollodorus ihres Vaters — Was er zum Hadrian sagte, der die Brücke des Trajan beurtheilte — Empfindlichkeit des Hadrian als er Kayser geworden war — Hadrian läßt einen Tempel bauen — Er sendet die Zeichnung dieses Denkmals an den Apollodorus — Kritische Bemerkungen der Marcilia — Bonmot — Es wird dem Hadrian hinterbracht — Rache des Kaysers — Apollodorus wird zum Tode verurtheilt. —

Die Kenntnisse der Marcilia schränkten sich nicht allein auf die schönen Wissenschaften ein, sie hatte auch noch Kenntnisse im Zeichnen und der Baukunst, für welche sie einen ganz besondern Geschmack zeigte; in dieser letztern Kunst war sie selbst eine Nebenbuhlerin ihres Vaters, welcher ihr die ersten Grundsätze davon beygebracht hatte, und dem es Vergnügen machte, sie über Pläne, welche er ausdachte, um Rath zu fragen.

Aber ach! wie Schade! Mit so viel Kenntniß und Schönheit, mit so viel ausgezeichneten Talenten verband diese junge Person einen sehr traurigen Fehler, der alle ihre treflichen Eigenschaften in Schatten stellte. Sie hatte eine Neigung zum Spotte und ließ selten eine Gelegenheit sich entgehen einen witzigen Einfall anzubringen, er mochte so beissend seyn als er nur wollte. Gut und gefühlvoll von Natur war sie weit entfernt schaden zu wollen oder jemanden wehe zu thun; allein genöthigt von dem Befürfnisse sich zu vergnügen und zu lachen, überließ sie sich um so lieber diesen boshaften Scherzen, jeweniger man darauf gedacht hatte, ihr das Lächerliche und die Folgen davon empfinden zu lassen.

Ein Spott kommt oft seinem Urheber theuer zu stehen, sagt ein berühmter Schriftsteller. Ein Spott war es auch der die Tochter des Apollodorus und den Apollodorus selbst in Unglück brachte. Dieser berühmte Architeckt hatte schon sonst die Unklugheit begangen, den Hadrian gegen sich aufzubringen, ehe dieser

noch auf den Thron der Cäsare kam. Der Gegenstand dieser Unbesonnenheit war folgender. Trajan ließ nach der Zeichnung des Apollodorus, über die Donau diejenige prächtige Brücke bauen, wovon in dem Laufe seiner Siege die Rede ist. Hadrian, der in allen Künsten zu Hauße zu seyn glaubte, nahm sich heraus dieses schöne Denkmahl zu kritisiren, und stürzte es in der Folge, aus niedriger Eifersucht, um, sobald er die Zügel der Regierung in Händen hatte. Je weniger seine Meinung Grund hatte, destomehr suchte er sie hartnäckig zu behaupten.

Betroffen von einem so thörichten und ungeschickten Urtheile, konnte sich Apollodorus nicht enthalten zu zeigen, wie wenig er sich aus dem Beurtheiler mache. Hadrian, welcher auch ein Mahler seyn wollte, so wie er ein Architeckt war, brachte ganze Tage damit zu, Kürbise, Melonen, Kurken, Erdschwämme und dergl. zu mahlen. „Geh zu deinen Kürbsen!“ sagte mit einem spottenden Lächeln der Künstler zu ihm, „meine Arbeit ist gar nicht

für deine Fassungskraft!“ Von einer so unverstellten Antwort durch und durch geärgert ruhte Hadrian nicht eher, als bis er den Baumeister weit von Rom ins Exil gebracht hatte.

Einige Jahre nach diesem Vorfalle wurde Hadrian Kayser. Er liebte das Bauen sehr, und ließ der Venus einen Tempel errichten. Als das Gebäude ganz fertig war, suchte der Fürst Mittel, den verwiesenen Künstler zu demüthigen, da er doch im Gegentheil seine edle Freymüthigkeit bewundern, und sein Talent hätte ehren sollen. Er wollte ihn fühlen lassen, daß man ihn sehr wohl hätte entbehren können, und schickte ihm deshalb den Riß zu dem neuen Gebäude, welches er in vollem Ernst für das achte Wunderwerk der Welt hielt.

Gebeugt unter der Last seines Elends gab Apollodorus nicht Acht auf die Zeichnung, und reichte sie seiner Tochter mit den Worten: „Hier, meine Tochter sieh doch einmahl das Werk des Kürbißmahlers an!“ —

Beym ersten Anblick entdeckte sogleich Euphrosine einen auffallenden Fehler! „Ach, lieber Vater! rief sie, betrachte doch einmal die Statüe der Venus die im Hintergrunde unter dem Gebälke sitzt! Sie ist im Verhältniß gegen die Höhe des Tempels um ein gut Drittheil zu hoch, wenn vielleicht zufällig, fügte sie lachend hinzu, es der Göttin gefallen sollte sich zu erheben, würde sie sich ganz gewiß den Kopf an dem Gewölbe des Tempels zerschmettern; oder sie müßte sich beynahe halb zusammen gekrümmt halten."

Die Bemerkung war richtig, und der Fehler, so auffallend er war, doch den Augen der Hellsehendsten entgangen. Apollodorus empfand eine Freude darüber, die er nicht verbergen konnte. Er wiederhohlte verschiedene Mahle: „Ach! es ist viel leichter einen Kürbiß zu mahlen, als eine Brücke zu bauen."

Er war nicht Willens die Gelegenheit vorbey gehen zu lassen, dem Kayser seine Ungerechtigkeit und Unwissenheit zu beweisen. Er schickte ihm den Plan selbst wieder zurück,

woben er nicht unterließ, ihm spöttisch den gro߬
ßen Irrthum bemerklich zu machen, welchen, wie er sagte, ein Kind von dreyzehn Jahren entdeckt habe.

Hadrian empfand einen desto lebhaftern Verdruß darüber, je gegründeter die Bemerkung der jungen Marcilia gewesen war. Um den Fehler zu verbessern, hätte man nothwendig die Kuppel des Gebäudes einreißen, und es noch mehr erhöhen müssen. Es ist gefährlich die Eigenliebe der Menschen zu beleidigen. Durchglüht vom Durste nach Rache stand der Kayser keinen Augenblick an, sich ihr zu überlassen; allein nach der Art kleiner und tyrannischer Seelen. Ohngefähr fünf Wochen nachher ließ er den nur zu wahren Kritiker unter dem Verdacht einer Verschwörung ins Gefängniß setzen. Die dem aufgebrachten Despotismus größtentheils verkauften Richter verurtheilten ihn ohne allen Beweiß zum Tode.

Tiefer Schmerz der Tochter des Apollodorus — Ihre Verzweiflung und Entschließung — Sie errichtet dem Andenken ihres Vaters ein Denkmahl von Marmor — Beschreibung dieses Denkmahls — Worte der Marcilia — Sie verschmäht jede Art von Nahrung — Die Aerzte können ihr Uebel nicht heilen — Ihr Wahnsinn — Sie bittet ihre Mutter um Verzeihung — Tod der jungen Person in einem Alter von dreyzehn Jahren.

Eine gute Erziehung und sorgsame Liebe sind ein weit festeres Band als das des Blutes selbst, und bindet ganz vorzüglich Kinder und Eltern fest aneinander. Marcilia Euphrosina betete ihren Vater an. Als sie das ungerechte Urtheil vernahm, welches ihr unwiederbringlich ihren besten Freund, ihren Lehrer, ihre sicherste Stütze entriß, so wurde sie von unaussprechlichem Schmerz durchdrungen. Vom Schmerz gieng sie zur fürchterlichsten Verzweiflung über und sie faßte keinen

geringern Entschluß, als den, einen Dolch dem Tyrannen ins Herz zu stoßen.

Diese junge Römerin hatte einen entschlossenen Charakter, welcher der schönsten Jahrhunderte der Republik würdig war. Allein da sie keine Möglichkeit sahe, ihren Feind mitten unter seinen Trabanten, die ihn unaufhörlich umgaben, zu erreichen, so entsagte sie ihrem gefährlichen Vorhaben.

Da sie von nun an dem Rathe der Vernunft kein Gehör mehr gab, und über den großen Verlust, den sie so eben erlitten hatte, untröstlich war, da sie nichts dachte, nichts sich vorstellte, nichts beklagte als ihren Vater, so konnte sie nicht länger ohne ihn leben, und dachte im Ernste darauf sich selbst den Tod zu geben.

Ehe sie indessen ihr trauriges Vorhaben ausführte, wollte sie aus Zärtlichkeit und Hochachtung einen Beweiß der Liebe gegen ihren Vater auf der Erde zurücklassen; sie errichtete nach ihrem Geiste und ihren Mitteln

ein Denkmahl der kindlichen Liebe. Es war ein kleiner Tempel von weißem Marmor, wozu sie selbst die Zeichnung machte. Man erblickte daselbst den Apollodorus in der Mitte eines prächtigen Peristyls. Der geschickte Künstler erschien umgeben von den Attributen seiner Kunst. Seine Tochter ergriff seine Hand, die sie auf ihr Herz legte; und die Göttin der Unsterblichkeit setzte ihm eine Krone aufs Haupt.

Ganz dicht an dieser Gestalt befand sich ein porphyrnes Grabmahl, und um dieses Grab sahe man weinende Genieen. Der Tod, darüber schwebend hob mit der Spitze seiner Sichel den Grabstein auf; Euphrosine trotz der Anstrengungen ihrer trostlosen Mutter stürzte sich über den Körper ihres Vaters her, und hielt in ihrer Linken ein entfaltetes Blatt, auf dem sich die Worte befanden: „Ach! laß mich! ich kann meinen Vater nicht überleben!“

Als dieses Monument vollendet war, beschäftigte sich Apollodors Tochter ernstlich mit

der Ausführung des Anschlags, den kein Mensch auch nur ahnete. In der That, ob gleich ihre Seele von Traurigkeit zerrissen war, zeigte sie doch eine gewisse zufriedene Miene, welche ihre Verwanden und Gespielen täuschte. Auf einmahl sahe man, daß sie alle Arten von Nahrungsmitteln verschmähte. Alle Gegenvorstellungen, die man ihr machte, Alles was man ihr versprach, Nichts auf der Welt konnte ihre Entschließung ändern.

Als endlich das Blut dieses muthigen und gefühlvollen Kindes durch diese gänzliche Enthaltung erhitzt worden war, so gerieth sie in fürchterliche Bewegungen, während welcher sie mit großem Geräusch den Schatten ihres Vaters anrief. Bald wollte sie fort, um den Freund zu suchen, der sie, wie sie sagte, der Wuth ihres Unglücks überlassen hatte; bald bewegte sie ihre Hand in der Luft, und glaubte ein schneidendes Schwerd in derselben zu fassen, und kämpfte in ihrem Wahnsinn gegen die Wachen des Hadrian, um ihn durch und durch zu stoßen.

Als endlich Marcilia ganz entkräftet und wieder zu sich gekommen war, benutzte sie diesen Augenblick der Ruhe, um ihre untröstliche Mutter um Vergebung zu bitten. „Ach! wie schmerzt es mich, liebe Mutter, rief sie aus, dich so verlassen zu müssen! .... Ach! ich bin nicht Herr meines Schicksaals; ich muß meinen Vater wieder suchen!“ —

Bey diesen Worten rafte sie noch einen Rest ihrer schwindenden Kräfte zusammen, knieete demüthig auf ihr Lager, neigte sich auf den Busen ihrer unglücklichen Mutter, und gab hier ihren Geist auf, in einem Alter von dreyzehn Jahren und fünf Monaten.

V.

Heinrich von Nemours, gebohren zu Leitour in Armagnac, Departement von Gers, im Jahre 1472.

Historische Einleitung über den Muth Heinrichs von Nemour — Verrätherey Jakobs von Armagnac seines Vaters — Sie wird entdeckt und mit dem Tode bestraft — Grausamkeit Ludwig des XI. — Die Kinder Herzogs von Nemour werden aufs Schaffot gebracht — Sie werden mit dem Blute ihres Vaters besprützt — Man sperrt sie in die Bastille ein — Leiden, welche die Unschuldigen hier in einem eisernen Käfich erdulten.

Das, was die heilige Geschichte von dem Fanatismus der sieben Makkabäer erzehlt, die von Antiochus Epiphanes hingerichtet wurden, ist in der That nicht so bewunderns=würdig,

dig, als die langen Quaalen und das heldenmüthige Betragen Heinrichs von Nemour in Ansehung Franzens, seines jüngern Bruders. Um den Zug, von dem jezt die Rede ist, besser zu enthüllen, wird es nützlich seyn, das Vorhergehende Etwas umständlicher zu betrachten.

Jakob von Armagnac, Constabel von Frankreich, hatte an der Verschwörung, welche der Herzog von Guyenne gegen Ludwig den XI. anspan, Theil genommen. Als der Herzog von Guyenne nebst seiner Maitresse, der Frau von Montsoreau, durch einen Pfirsich, den ihr der Beichtvater gab, vergiftet worden war, verband sich der Herr von Armagnac aufs Neue mit den Herzogen von Bretagne, und von Bourgogne, welche die Engländer nach Frankreich riefen. Unterrichtet von dem Complot, ehe es ausbrach, ließ Ludwig der XI. den Jakob von Armagnac, in einem Augenblicke, wo er es sich am wenigsten versah, arretiren, und ihm den Kopf abschlagen.

Die Schnelligkeit dieser Hinrichtung war der Klugheit angemessen; sie wurde durch eine gute Politik geboten, allein sie schränkte sich nicht bloß darauf ein, und artete in Grausamkeit aus; so schwer wird es den schwachen Sterblichen, einen vernünftigen Mittelweg zwischen dem Guten und Bösen zu finden. Aus einer ihm nur zu natürlichen Grausamkeit überschritt Ludwig XI. die Grenze der Gerechtigkeit um Vieles. Wer sollte es glauben? Er befahl daß die beyden jungen Söhne des Herzogs in weise lange Gewänder gekleidet, und aufs Schaffot gestellt werden sollten, um von dem Blute des Schuldigen benetzt zu werden.

Durch die Sophisterey einer unerhörten Rachsucht, bildete sich der Henker von Frankreich ohne Zweifel ein, das Verbrechen des Vaters auch auf die Kinder übertragen zu können, und glaubte sich so ein Recht zu erwerben, auch sie besonders zu bestrafen. Unmittelbar nach der Exekution, ließ auch wirklich der blutdürstige Tyrann, die beyden Söhne

des Constabels, Heinrichen von acht Jahren, und Franzen von beynahe sieben Jahren, in die Bastille bringen.

Die Kannibalen haben sicher keine schrecklichere Grausamkeiten ausgedacht, als diejenigen waren, welche an diesen unschuldigen Kindern ausgeübt wurden: und man würde es kaum glauben, wenn nicht die Geschichte die Wahrheit davon bestätigte. Nach den Befehlen Ludwig des XI. verfertigten geschickte Künstler eiserne Käfiche, die jedoch sich sehr von denen des Kardinals De la Balue unterschieden. Es war nicht genug, ein Gefängniß von dieser Art mitten im Schoos der Bastille auszudenken. Diese Käfiche, welche oben breit waren, endigten sich unten in einen Kegel, und hatten die Gestalt eines Trichters, dermaasen, daß die Unglücklichen, die sich darinnen eingeschlossen befanden, wegen des engen Endes weder stehen noch sitzen, noch liegen konnten, und in jeder Stellung, die sie versuchten, eine unaufhörliche grausame Quaal empfanden.

Neue Martern gegen die beyden jungen Brüder — Befehl einem jeden aller zehn Tage einen Zahn auszureißen — Bitten des jungen Heinrich, daß man sich des kleinen Franz erbarme — Er rührt den Menschen, der diese neue Marter vollziehen sollte — Muth und Aufopferung Heinrichs für seinen Bruder — Heinrichs Krankheit — Seine letzten Worte — Sein Tod — Der kleine Franz überlebt ihn.

Man schäumt vor Unwillen und Schmerz, wenn man von ähnlichen Grausamkeiten hört, und doch war der Aufenthalt und das Schicksaal der beyden unschuldigen Geschöpfe so beschaffen. Wäre es nicht besser gewesen, sie lieber dem Tode zu überliefern, als sie in jeder Minute ihrer peinvollen Existenz so zu quälen?

Die Rache des Königs war durch diese ausserordentliche Marter noch nicht gesättigt; er befahl noch überdieß, daß einem jeden der beyden jungen Gefangenen aller zehn Tage ein

Zahn sollte ausgerissen werden. Als man im Begriff war, diese neue Grausamkeit auszuüben, bat Heinrich, ohne für sich selbst Etwas zu fürchten, auf das inständigste um Gnade für seinen Bruder, den er ausserordentlich lieb hatte. „Die Mutter wird vor Kummer sterben, rief er auf den Knieen bittend aus, wenn sie erfährt, daß man meinem kleinen Bruder wehe thut!“ —

Der zu diesem fürchterlichen Auftrag auserlesene Mensch, stellte Heinrichen vor, daß er, wenn er seinen Wünschen, die eines edlen Bruders so würdig wären, nachgeben wollte, selbst sein eigenes Leben in Gefahr brächte. Ueberdies bemerkte er, muß ich nicht beyde Zähne dem Gouverneur der Bastille zeigen? — „Gut, versetzte lebhaft der edelmüthige Heinrich, reiß mir alle beyde Zähne aus, und laß meinem Bruder seine. Er hat eine so schwache Gesundheit; ich aber befinde mich recht wohl.“ —

Innigst gerührt, und von Bewunderung

eines solchen Anerbietens durchdrungen, konnte der Wundarzt, welcher ein vortrefliches Herz besaß, seine Thränen nicht zurückhalten; der erste Gedanke, der ihm in Sinn kam, war der, einem Auftrage zu entsagen, der seine gefühlvolle Seele so sehr empörte. Allein als er bedachte, daß ein Anderer vielleicht den kleinen Franz, der so sehr schwach und krank war, nicht weniger schonen würde, als seinen ältern Bruder, welcher die langwierige Gefangenschaft schon viel besser ertrug, so ergab er sich in das Begehren des kleinen Heinrichs, und riß ihm wirklich die beyden Zähne aus.

Welcher Heldenmuth bey einem Kinde! Er stieß keinen Schrey aus, und schien sehr vergnügt, daß er für seinen Bruder leiden konnte. Franz von seiner Seite weinte und klagte darüber, daß sich Heinrich so für ihn aufopfere. Die grausame Operation wurde in der That zu der bestimmten Zeit jedesmahl wiederhohlt, und der junge Remour litt eben so vielmahl, bis auf den letzten Zahn, für sich und seinen kleinen Bruder.

Unterdessen konnte dieses gefühlvolle und muthige Kind, den Leiden die es drückten, nicht lange Widerstand leisten. Trotz einer starken und kraftvollen Gesundheit kam es doch durch den Mangel an Luft, Bewegung und der in dem ersten Alter des Lebens so nöthigen Wartung; durch die zerreißende Erinnerung an das traurige Ende seines Vaters, den Kummer, sich seiner zärtlichen Mutter entrißen zu sehen, von welcher es keine Nachricht erhielt, seine unaufhörliche Marter, durch dieses Alles kam es dahin, daß es in eine tiefe Schwermuth verfiel. Ein langsames Fiber ergriff es und rieb es nach und nach auf, und das unschuldige Schlachtopfer des Elends, stieg am Schlusse weniger Monden, in sein Grab hinab, welches leider! seiner Wiege so nahe war.

Den Tag vor seinem letzten Tage, sagte Heinrich zu seinem Bruder: „Lieber Bruder! ich verlasse dich! Ach! wie traurig bin ich, daß ich meine Mutter, vor meinem Tode nicht noch einmal sehen kann!... Mein

Herz sagt mir, du wirst sie in Kurzem wiedersehen; versichere ihr, mein Lieber, daß ich sie in meinem Tode noch weit mehr liebte, als damahls, da wir so glücklich waren bey ihr zu seyn!" —

Bey diesen Worten fingen die beyden Brüder an zu weinen. Einige Augenblicke nachher fühlte der Aeltere die Abnahme seiner Kräfte. „Ich kann nicht mehr, fügte er mit schwacher und gebrochener Stimme hinzu, gieb mir deine Hand, und drücke die meinige ... Höre, lieber Franz, nimm dich meines Mäuschens an! dies war nemlich so gewöhnt, daß es von dem Käfig seines Bruders zu dem seinigen hinlief, und so zahm geworden, daß es zu ihm kam, sobald er es rufte. Dies waren seine letzten Worte, und so starb dieses Muster guter Brüder, ohne einige andere Unterstützung, als die eines alten Priesters, welcher ihn gutmüthig zum Ertragen des Todes aufmunterte.

Die Ahnung des jungen Heinrich, ging

wirklich in Erfüllung. Obgleich leidend und verlassen, war der kleine Franz sich dennoch selbst genug. Er widerstand den Schrecknissen seiner Lage. Als Ludwig XI., dieser Henker Frankreichs, einige Jahre nachher gestorben war, so wurde dieser letzte Zweig der Herzoge von Nemour unter Karl VIII. seinem Nachfolger, glücklicherweise in Freyheit gesetzt; allein dieses unglückliche Kind blieb sein ganzes Leben durch hinkend und mißgestaltet, wegen der unerträglichen Stellung, der er so lange Zeit unterworfen gewesen war.

VI.

Michael Verin, oder das wahrheitliebende Kind, gebohren zu Florenz, 1487.

Glückliche Neigungen des jungen Michael — Besondere Sorgfalt Ugolins, seines Vaters, für dieses liebenswürdige Kind — Er übergiebt es dem Paolo Lassia di Ronciglione, einem berühmten Grammatiker — Reißende Fortschritte des Schülers — Sein Gedächtniß und seine Gelehrsamkeit — Ordnung des Kindes in seinen Studien — Auszüge aus seiner Lektüre — Werk, das er verfaßt — Es wird ein klaßisches Buch und in alle Sprachen übersetzt.

Michael Verin verdient in jeder Hinsicht einen ausgezeichneten Rang in dem Pantheon berühmter Kinder. Mit der Liebe zur Wissenschaft, mit der natürlichen Gabe eines fein gebildeten zarten Geistes verband er einen

äußerst liebenswürdigen Charakter, eine reizzende Sanftheit, und eine in den Kollegien höchst seltene Reinheit der Sitten.

Ugolin, sein Vater, war selbst ein Mann, der sich mit den Wissenschaften beschäftigte, und wünschte von Herzen, ihm selbst die ersten Grundsätze der griechischen, lateinischen und italienischen Grammatik beybringen zu können. Nur zu bald, durch unerwartete Geschäfte, in dieser so geliebten Beschäftigung unterbrochen, brachte er seinen noch ganz jungen Sohn nach Rom, wo man die Wissenschaften eifrig betrieb. Als er ihn der Sorgfalt des Paolo Sassia di Ronciglione anvertraut hatte, machte der Schüler unter diesem geschickten Lehrer, so überaus schnelle Fortschritte, daß er mit neun oder zehn Jahren, schon seine humanistischen Studien vollendet hatte.

Die Methode, die der junge Michael bey seinem Studieren befolgte, war so einfach, sein Eifer so beständig, daß er in der griechischen, lateinischen, spanischen und italieni-

schen Sprache gleich bewandert war, und in einem Alter, wo andere Kinder kaum lesen lernen, die geistliche und weltliche Geschichte ganz gut inne hatte.

Alle große Dichter waren ihm so bekannt, daß man ihm nur eine Stelle vorzulesen, oder einen Vers anzuführen brauchte, damit er sogleich die Quelle, woraus er genommen war, angeben konnte.

Das, was vorzüglich dazu beytrug, die Kenntnisse dieses arbeitsamen Kindes zu erweitern, war die feste Ordnung, die es in seinen Studien beobachtete. Seine Arbeitsverzeichnisse waren rein geschrieben, und alle nach den Materien, welche sie betrafen, numerirt. Er hatte eine große Menge Auszüge aus seiner Lektüre gemacht, und was das bewundernswürdigste in einem Alter ist, wo die Vernunft gleichsam noch in der Wiege liegt, ist, daß Alles bey ihm mit dem Stempel des gesunden Verstandes, der Wahrheit und des guten Geschmacks bezeichnet war.

Weil das Gedächtniß, oder die Nachahmung, oftmahls mehr Antheil an den frühzeitigen Werken der Jugend haben, als die Urtheilskraft oder das Genie, so ist es nichts Ungewöhnliches, ganz junge Schriftsteller zu sehen, vorzüglich wenn sie eine sorgfältige Erziehung genossen haben. Allein selten und vielleicht einzig ist es bis auf Michael Verin, und von diesem jungen Dichter bis auf uns, ein Werk zu sehen voll Geist, Regelmäßigkeit und Nützlichkeit, welches aus dem Gehirne eines Kindes entsprang.

So war dies von dem Sohne Ugolins beschaffen. Genährt durch die Lektüre der Dichter, Redner und Philosophen des Alterthums, hatte er die allerfeinsten Gedanken derselben gesammlet. Weil dieses aufblühende Genie eine große Leichtigkeit und ein ausgezeichnetes Talent für die Dichtkunst besaß, so brachte es die scharfsinnigsten Maximen und Reflexionen eines Homer, Virgil, Plato, Horaz, Sallust, Ovid und Cicero, über Politik und Moral in lateinische Verse.

Nachdem er die letzte Hand an dieses Werk gelegt hatte, ließ er es unter dem Titel: Moralische Distichen drucken, und übergab es dem Publikum, als er noch nicht älter war als dreyzehn oder vierzehn Jahre.

Die Sprüchwörter Salomons finden sich guten Theils in dieser kostbaren und mit der schönen Sprache der Musen gezierten Sammlung. Das, was dem Ruhme des jungen Dichters die Krone reicht, ist, daß sein Buch, welches eines reifen Mannes und einer geübten Feder würdig war, sogleich als es erschien, den einstimmigen Beyfall erhielt. Gelehrte machten sich ein Vergnügen daraus, es zu erläutern, und mit Anmerkungen zu schmücken, um es der Jugend dadurch verständlicher zu machen. In kurzem wurden eine Menge Ausgaben davon gemacht. Endlich wurde es klassisch, und in Spanien, den Niederlanden und Italien, in den Kollegien an die Stelle der berühmten alten Distichen gesetzt, die unter dem Namen des Cato bekannt sind.

Verin, nicht weniger empfehlungswerth durch seine Weisheit, als durch seine Gelehrsamkeit — Reinheit seiner Sitten — Wie sehr seine Gegenwart allein seine Cameraden in Achtung erhielt — Weisheit seines Betragens — Sein Abscheu vor Lügen — Er erhält von seinen Mitschülern den Beynamen Verin, oder der Wahrheitliebende — Nacheiferung und Kummer des Belvicino, eines Freundes des Verin — Schöner Zug desselben gegen den Belvicino — Frühzeitiger Tod des Verin. —

So groß auch die Gelehrsamkeit und der Geist war, wodurch der fleißige Sohn des Ugolin glänzte, so sind es doch diese Vorzüge nicht allein, welche uns bestimmt haben, ihn den Augen unserer jungen Leser hier darzustellen. Es ist nicht jedermann gegeben, Dichter, Philosoph, Gelehrter, oder Redner zu werden. Dieses berühmte Kind war gelehrig, es verstellte nie die Wahrheit; es hatte musterhafte Sitten, und unter diesem Gesichtspunkte muß es vorzüglich betrachtet werden.

Dieses ist es, was ihm das gerechte Lob seines Zeitalters, und die Bewunderung der Nachwelt verdient hat.

Die Reinheit der Sitten hatte den Michael Verin seinen Eltern und Lehrern eben so beliebt gemacht, als sein anhaltender Eifer im Studieren, und seine literarischen Talente. Man kennt den Muthwillen, die unbedachtsamen Aeusserungen, und die ungezügelte Aufführung des größten Theil derer, welche in wilden Haufen in den Kollegien versammelt sind; man weiß wie widerspenstig, wie schwer in Aufsicht zu erhalten sie sind; und doch machte dieses ansteckende Beyspiel niemals einen bösen Eindruck auf den artigen und bescheidenen Verin.

Ohne eine gewisse Miene der Ueberlegenheit zu affektiren, ohne den Kato zu spielen, immerfort die seinem Alter gewöhnliche Fröhlichkeit behauptend, wußte sich der kleine Ugolin dennoch in Achtung zu erhalten. Mit einem einzigen Blick, einem einzigen Worte brach=

brachte er seine ausschweifenden Kameraden wieder in Ordnung, wenn sie gerade in dem Falle waren, ihm etwas vorzutragen, das sich nicht mit dem Anständigen vertrug.

Die kühnsten seiner Mitschüler wagten es nicht, an ihn zu kommen. Vergebens suchten sie, seine Strenge lächerlich zu machen; sie waren innerlich gezwungen sie zu achten; und sie erkannten zu ihrer Schande, daß die Artigkeit und Bescheidenheit der schönste Schmuck der Jugend sind, und daß gute Sitten weit mehr werth sind, als die schönsten Talente.

Die Grundsätze des Betragens, die der junge Michael, in den berühmten Schriftstellern der Athenienser und Römer, gefunden hatte, blieben für ihn nicht unfruchtbar. Außerdem, daß er damit seinen Geist zu verschönern wußte, ließ er sie noch dazu dienen, sein Herz zu bilden, und bewieß dieses durch seine Handlungen. Aehnlich jenen Philosophen des

Alterthums, erlaubte er sich nie die geringste Lüge, auch nicht einmahl im Scherz.

Er hatte sich von der Wahrheit einen so hohen Begriff gemacht, und bewieß ihr so viel Ehrfurcht, sein freymüthiger Charakter lag so offen da, daß er schon bey seinen Lebzeiten den Beynamen davon erhielt.

Anstatt des Namens Michael Ugolin, den er von seinen Eltern bekommen hatte, nannten ihn seine Mitschüler selbst, Verus, das heißt der Wahre, Wahrheitliebende. Diese ehrenvolle Benennung ist ihm auch geblieben, mit der Ausnahme, daß das Wort Verus, ein wenig verändert, und in Verin oder Verino verwandelt worden ist; diese Diminutife bezeichnen gewöhnlich und häufig, in der Italienischen Sprache, die Lieblichkeit und freundschaftliche Zuneigung.

Wir können die Geschichte dieses weißen Kindes, nicht besser schließen, als mit folgendem

Zuge. Er hatte in den Klassen, durch seine Wachsamkeit und Geschicklichkeit, ein ausgezeichnetes Uebergewicht erhalten. Alle Tage, wo Etwas verfaßt werden mußte, erhielt seine Arbeit, die sorgfältiger und zierlicher geschrieben war, als die der andern Zöglinge, den ersten Preiß. Einer von seinen Kameraden, mit Namen Belvicino, arbeitete Tag und Nacht, um ihn zu übertreffen, und konnte es doch nicht dahin bringen. Ein heftiger Kummer bemächtigte sich dieses jungen Nebenbuhlers; er nahm zusehens ab, und sein Leben selbst gerieth in Gefahr.

Verin, der mit dem Belvicino durch die Aehnlichkeit der Denkungsart, der Neigungen, und beynahe gleicher Eigenschaften verbunden war, konnte den gefährlichen Zustand seines Freundes nicht ohne Unruhe mit ansehen: Als er die Ursache seines geheimen Uebels kennen gelernt hatte, stand er nicht an, ihm das Opfer seiner Eigenliebe zu bringen, damit er seine Gesundheit wieder erhielte.

In der That, machte er bey der nächsten Arbeit in seiner griechischen Uebersetzung, einige Fehler, und der erste Platz wurde dem Belvicino angewiesen. Der junge Nebenbuhler, war von seinem unerwarteten Siege, dergestalt erfreut, daß seine blühende Farbe sogleich zurückkehrte, und er von seiner tiefen Schwermuth völlig genaß.

Das, was in dem edelmüthigen Betragen des Verin, das rühmlichste ist, ist, daß er sich seiner edlen Handlung niemals rühmte. Man erfuhr sie erst durch seinen Lehrer, Ronciglione, welcher lebhaft in ihn drang, er solle ihm erklären, wie er so unverzeihliche Fehler habe begehen können. Das Kind, welches nicht lügen konnte, gestand die Sache mit Freymüthigkeit, und bat seinen Lehrer um die Gefälligkeit, keinem Menschen Etwas davon zu sagen.

Nach dem Beyspiele so viel vortreflicher Subjekte, die ihren zärtlichen Eltern nur zu zeitig entrissen wurden, zeigt uns Michael

Verin, unglücklicher Weise nur eine sehr beschränkte Laufbahn. Nicht, daß ihn Krankheiten, die so viele Menschen in der Blüthe ihrer Jahre hinraffen, angegriffen hätten: er war dazu zu nüchtern und mäßig. Er starb im Gegentheil an einem Ueberflusse von Blute. Es erstickte ihn, in seinem funfzehnden oder sechzehnden Jahre.

VII.

Justine Nikolette de Foix, gebohren im Jahr 1502. zu Chateaubriant in Bertagne, und gestorben in einem Alter von sieben Jahren und einem Monathe, in dem Grabe ihrer Mutter.

Einleitung über das, was die Achtung der Menschen verdient — Ausserordentliche Empfindlichkeit Justinens — Auswahl aus der Geschichte der Gräfin von Chateaubriant — Ihr Unglück — Justine Nikolette von ihrer Mutter entfernt — Kummer dieses Kindes — Was sie ihrem Vater sagt — Zorn des Herrn von Chateaubriant — Entschiedener Charakter Justinens — Man giebt sie ihrer Mutter wieder.

Das Leben der Justine Nikolette, schränkt sich fast auf zwei Epochen ein, so wie das Leben der meisten Kinder, die in der Blüthe

ihres Lebens hingerafft wurden; sie wurde gebohren und starb. Allein nicht immer sind es abwechselnde Begebenheiten, nicht immer ist es Talent und Geist, was unsere Aufmerksamkeit verdient. Ein trefliches Herz, der Beweiß eines zarten innigen Gefühls, die liebenswürdige Reitzbarkeit der Seele, die Milde des Charakters, die unwiderstehlichen Schmeicheleyen der Freundschaft, die göttliche Dankbarkeit haben ganz besondere Rechte an unsere reinsten Huldigungen.

Die junge de Foix besaß diese glücklichen Gaben der Natur. In dem Alter des Scherzes und der Spiele, hatte dennoch die kindliche Liebe schon eine unumschränkte Herrschaft über ihr Herz. Diese erhabene Tugend setzte sie selbst in so heftige Bewegungen, daß sie ihr Grab grub. Unter diesem Gesichtspunkte allein, verdient sie einen Platz in dieser, der Kindheit gewidmeten Gemähldesammlung.

Um die Tochter desto besser zu schildern, wollen wir vorher einige Worte von der Mut-

ter sagen; denn die Geschichte der einen, ist mit der, der andern wesentlich verbunden.

Funfzehn oder Sechzehn Monate nach ihrer Vermählung mit dem Grafen von Chateaubriant, bekam Franziska de Foix das Kind, von dessen Geschichte ich hier eine Auswahl liefere. Selbst noch Kind, denn sie war damals erst vierzehn Jahr alt, hatte die Mutter noch nicht die geringste Erfahrung, diese so spätreifende Frucht der Jahre und des Nachdenkens. Lebhaft, leichtsinnig, eigenwillig, unbeständig, voll von jener blinden Einbildung, welche die Schönheit, und der schmeichlerische Weihrauch eitler Bewunderer einflößen, welche dieses zugleich so köstliche und schädliche Geschenk unmäßig erheben, begieng sie den ersten Fehler, und durch ihre Unvorsichtigkeit verursachte sie ihren, und ihrer geliebten Tochter Untergang.

Franz der erste war im Jahre 1515 zur Regierung gekommen. Er faßte den Vorsatz, die wilden Sitten der Herren seines Hofes

dadurch zu mildern, daß er die schönsten Frauen seines Reichs dahin zog. Die Gräfin von Chateaubriant gehörte zu dieser Zahl, und sie weigerte sich nur schwach, nicht mit darunter zu seyn. Sie wurde sehr bald die Begünstigte des französischen Monarchen, und ihr Gemahl, der sie anbetete, faßte den tödtlichsten Kummer, sich von ihr entfernt zu sehn.

Nach verschiedenen Ereignissen, welche uns hier nichts angehen, kehrte Franziska zu dem Grafen von Chateaubriant zurück, dessen Herz ganz zerrissen war. Eifersüchtig und rachsüchtig bis zur Barbarey, schloß er seine Frau in einen Thurm seines Schlosses ein. Nachdem er die Fenster ihres Zimmers hatte vermauern lassen, befahl er es schwarz auszuschlagen, und in dieser Art von Sarg, war das unglückliche Opfer seiner Empfindlichkeit, bloß durch den düstern Schimmer einer matten Todenlampe erleuchtet, und statt der Nahrung, hatte sie Nichts, als trocknes mit ihren Thränen benetztes Brod.

Unter dem Vorwande, für die Gesundheit seiner Tochter zu wachen, aber in der That, nur um seine unglückliche Gemahlin noch mehr zu quälen, entriß ihr der Graf die kleine Justine, ihre einzige Gesellschaft und ihren süssesten Trost.

Justine Nickolette konnte durchaus nicht ohne ihre Mutter leben. Sie enthüllte daher bey diesem traurigen Vorfalle, eine Fühlbarkeit der Seele, und eine Stärke des Charakters, welche man von einem Kinde von sechs Jahren nicht erwartet hätte. „Du bist mein Vater nicht mehr, sagte sie zum Herrn von Chateaubriant, weil du meine Mutter quälst und mir sie nimmst; ich — ich will deine Tochter nicht mehr seyn.“ Ganz erstaunt, und nicht weniger erzürnt über diese freymüthige und naive Erklärung seiner Tochter, hatte der Vater die Schwachheit, sich den grausamsten Ausschweifungen zu überlassen. Er mißhandelte sie ohne Mitleid, und es fehlte nicht viel, daß er sie durch Schläge getödtet hätte. Die Kleine

wurde dadurch nur entschlossener und fester in ihrem Schmerze, sie litt die Schläge mit grossem Muth, und sagte ganz kalt: „Wenn ich von meiner Mutter getrennt werden soll, so will ich lieber den Augenblick sterben.“

Der Graf wurde durch eine solche Festigkeit entwafnet, er erhohlte sich nach und nach, und indem er seine Tochter wieder gewinnen wollte, versuchte er die Wege der Güte. Justine ließ sich nicht täuschen, und betrachtete die Liebkosungen eben so, wie die Drohungen. Man verschwendete alle Sorge an sie, man drang in sie, Nahrung zu sich zu nehmen, denn sie weigerte sich zwey Tage lang, zu essen und zu trinken.

Durch so viel Widerstand überwunden, gab endlich der grausame Gemahl, das Kind seiner von Traurigkeit ausgezehrten Mutter wieder. Es war ein zarter Zweig, wieder vereinigt mit dem Stamme, von dem er war gerissen worden: in kurzem erhohlte er sich wieder. Der Graf hatte in seiner wilden Lei-

denschaft, Nikoletten an mehrern Orten des Kopfes heftig verwundet; die zärtlichen Küsse ihrer Mutter waren hinreichend, die blutenden Wunden zu heilen. Nicht so war es aber mit den Wunden ihres Herzens. Die liebe Kleine zitterte schon bey dem Namen von Chateaubriant, und war einer Ohnmacht nahe.

Das, was es beweißt, daß der Haß des Grafen, sich von der Mutter auf das Kind erstreckte, war, daß er dem unschuldigen Geschöpfe in seinem fürchterlichen Gefängnisse durchaus nicht die mindeste Erquickung verschafte. Er entzog ihr ohne Mitleid das Spielzeug, welches den Zeitvertreib und das Eigenthum der ersten Kindheit ausmacht. Sie wurde genau zu Wasser und Brod verurtheilt. Kaum ließ er ihr so viel, sich damit zu bekleiden, und um zu ruhen, hatte sie nichts, als die Knie und die welken Arme ihrer unglücklichen Mutter.

Justinens Beruhigung bey ihrer Mutter — Ihre Aufmerksamkeit, um sie in ihren Leiden zu trösten — Die Gräfin unterrichtet ihre Tochter im Gefängnisse — Sie lehrt sie schreiben — Justinens Brief an ihren Vater — Unbiegsamkeit des Grafen — Kummer und Verzweiflung von Nicolettens Mutter.

Aller Annehmlichkeiten, und selbst der allernöthigsten Bedürfnisse des Lebens beraubt, fühlte Justine Nikolette dennoch, sobald sie nur versichert war, bey ihrer besten Freundin bleiben zu dürfen, ihre natürliche Fröhlichkeit wieder erwachen; sie war Tag und Nacht um sie, und gab sich um Alles Mühe, was ihr gefallen konnte, und tröstete sie nach ihren Kräften. Sie warf sich jeden Augenblick ihr um den Hals, und indem sie sie auf das lebhafteste in ihre kleine Arme schloß, rief sie mit dem Ausdruck der Freude und des Entzückens aus: „Mutter! liebe Mutter! nun

sind wir ja beysammen, ich bin ja bey dir! —

O! wie tröstend ist es für eine gute Mutter, ein Kind zu haben, welches ihrer Zärtlichkeit zu entsprechen weiß. Neben dieser geliebten Tochter, fühlte die Frau von Chateaubriant die Schrecknisse ihrer neuen Lage, weit weniger, und die kindlichen Liebkosungen Justinens, ergossen im Innersten ihres Herzens, einen belebenden Balsam, welcher sie ins Leben zurückrief. Entschlossen, ihre kummervolle Existenz zu verlängern, um die, ihrer Kleinen zu erhalten, erfand sie, was sie nur konnte, um sie zu zerstreuen und zu vergnügen.

Unter allen Lagen, ist die unerträglichste, die einer gänzlichen Geschäftlosigkeit, unter allen Uebeln, das grausamste, die Langeweile, ein wahres Gift, welches langsam verzehrt, und damit endet, einen zu tödten. Die Gräfin fand für diese traurigen Unbequemlichkeiten, ein Gegenmittel darinnen, daß sie ihre Tochter, bald mit Lesen, bald mit Nähen beschäftigte.

Das, was für viele Kinder eine wahre Pein ist, wurde für die junge de Foix ein Gegenstand des Vergnügens. So nützlich und eindringend werden die guten Lehren, die man mit Freundschaft giebt und empfängt. Durch Hülfe eines Alphabetes, welches ihr ihre Mutter mit weiser Seide auf schwarzen Grund, stickte, lernte Nikolette, die bisher noch nicht die geringste Kenntniß von Buchstaben gehabt hatte, in vierzehn Tagen, die Großen und die Kleinen. Bald verband sie sie mit der nemlichen Leichtigkeit, und in weniger als fünf Monaten, las sie ziemlich alle Arten von Schrift.

„Meine liebe Freundin! sagte eines Tages die Frau von Chateaubriant zu ihrer Tochter, jezt, da du gut lesen kannst, will ich anfangen, dich schreiben zu lehren; so bald du es kannst, schreibst du einen recht rührenden Brief an deinen Vater. Vielleicht bewegen wir ihn, und er läßt uns aus diesem Grabe heraus.“

Diese Ermahnung der zärtlichen Mutter

machte auf Justinen einen sehr schnellen und erwünschten Eindruck. Brennend vor Verlangen, ihre Mutter aus der erschrecklichen Gefangenschaft, in der sie seufzte, zu erlösen, gab sich das gefühlvolle Kind alle nur mögliche Mühe; sie brachte selbst mehrere Stunden der Nacht damit zu, Charaktere zu mahlen, und von dem Augenblick an, wo sie ein Wort schreiben konnte, setzte sie einen eben so einfachen, als unterwürfigen Brief an ihren Vater auf, den ihr die Mutter diktirte. Er wurde sogleich fortgeschickt, allein der Graf antwortete nicht darauf. Ein zweiter Brief folgte unmittelbar dem ersten, hierauf ein dritter, und sodann mehrere mit eben so wenig Erfolg. Da nun auch dieser Versuch, auf welchen die Gräfin ganz besonders gerechnet hatte, fruchtlos blieb, so verstand sie nun, welches Schicksaal auf sie wartete. Die Hofnung, diese letzte Hülfsquelle des Unglücklichen, hörte nun auf, ihrem verirrten Geiste zu leuchten; sie ließ sich von der schwärzesten Schwermuth niederschlagen, und ihre

ihre Niedergeschlagenheit gieng schnell von ihr auf ihre trostlose Tochter über.

Wiederkehrender Kummer Nikolettens über das Schicksaal ihrer Mutter — Sie wird in ihrem Gefängnisse immer schlechter — Trauriger Traum — Nikolettens Erwachen — Rührende Worte dieses Kindes — Sie befindet sich nicht wohl — Sie haucht ihren letzten Athem auf dem Busen ihrer Mutter aus — Brief der Frau von Chateaubriant an ihren Gemahl — Der Graf kommt mit bewafneten Männern in ihr Zimmer — Er läßt sie aus vier Gliedern bluten.

Schon zwey und zwanzig Monate war Justine mit ihrer unglücklichen Mutter, in diesem Grabe eingeschlossen gewesen. Die gänzliche Entziehung aller Erhohlung, der Mangel an frischer Luft, die schlechte Nahrung, Nichts hatte noch die Gesundheit derselben zerstören können. Sie hatte bisher immer noch jene Fröhlichkeit und Stärke behalten, die das Antheil der flüchtigen, glücklichen Jugend

selbst in Ketten ist. Aber als die arme Kleine das Hinwelken ihrer Mutter bemerkte, als sie sie in Thränen zerfließen, und nicht die mindeste Ruhe genießen sahe, so bemächtigte sich auch ihrer eine tiefe Traurigkeit; sie wurde zusehens mager: kein Schlaf mehr, kein Antheil an Nichts, außer an dem Schicksaale der zärtlichen Freundin, der sie ihr Leben schuldig war.

Einmal des Nachts, als Justine Nikolette, niedergedrückter als gewöhnlich war, schlummerte sie ein wenig ein, und hatte einen Traum, welcher das traurige Ende ihrer Mutter nur allzugut verkündigte. Sie glaubte einen Haufen Trabanten in ihren Thurm treten zu sehen. Sie wurden von Fackeln beleuchtet, und hielten bloße Schwerdter in Händen. Der Graf von Chateaubriant an ihrer Spitze, warf wüthende Blicke umher, und stieß seiner Gemahlin einen Dolch in den Busen. Bey diesem Anblick fuhr Nikolette erschrocken aus dem Schlafe auf und schrie: „Vater! Vater! tödte meine Mutter nicht!“

Als Nikolette sich ein wenig von diesem furchtbaren Gesichte erhohlt hatte, legte sie eilig ihre Hände überall auf den Körper und die Gestalt ihrer Mutter; da sie nicht fühlte, daß sie sich bewegte, sagte die Kleine mit dem Ausdrucke der Verzweiflung: „Mutter! Mutter! bist du todt!“

„Liebes Kind! sey ruhig, antwortete die Gräfin, ich befinde mich wohl, lege dich zur Ruhe!“ Ach wie zufrieden bin ich, fuhr Justine, fort indem sie ihren Traum erzählte, wie zufrieden bin ich, es ist nur ein Traum!“

Nikolette versuchte endlich einzuschlafen, allein es war nicht möglich, sie war zu sehr von dem unglücklichen Traume angegriffen. Ihr armes Herz war ganz von Schreck zusammengepreßt; sie konnte kaum athmen, ein hizziges Fieber verzehrte sie. Sie hob sich von ihrem Sessel in die Höhe, und indem sie Seufzer mit Thränen untermischt, ausstieß, fing sie so an zu reden:

„Soll ich dirs sagen, liebe Mutter? — Rede, liebes Kind! — Ich möchte gern sterben! — Warum denn? Du wolltest mich verlassen? — Ach Mutter, ich kann dich nicht mehr so leiden sehen! es ist wohl wahr, wir würden glücklicher seyn, wenn wir beyde todt wären. — Du hast wohl recht! versetzte die Frau von Chateaubriant, indeß sie in Thränen zerfloß — liebe Mutter, fuhr Justine mit sehr schwacher Stimme fort, gieb mir deine Hand! . . . Ich fühle, daß mein Herz bricht . . . küsse mich noch einmahl und laß uns zusammen sterben.“ Bey diesen Worten, gab die arme Kleine in der That, auf den Busen ihrer ohnmächtigen Mutter, ihren Geist auf.

Weil die Frau von Chateaubriant nach einem so theuern Verluste Nichts mehr zu schonen hatte, so dachte sie nun auch auf weiter Nichts als darauf, ihre schmerzhafte Laufbahn zu enden.

Sie drückte ihr geliebtes Kind, um es zu erwärmen, an ihre Brust, und rief es viele

hundertmale, mit dem Ausruf der Verzweif-lung. . . . Aber, leider! war die junge Gefährtin ihres Elendes ohne Bewegung und ohne Leben. Nachdem sie sie mit ihren letzten Thränen benetzt und mit ihren letzten Küssen bedeckt hatte, zerriß die verzweifelte Mutter ein Stück ihres Gewandes, und hüllte darein den erstarrten Körper ihres Kindes so gut sie konnte, hierauf schrieb sie folgenden Brief an ihren Gemahl:

„Sie wurden nie durch die Thränen der „Unschuld bewegt, sollten sie Gefühl ha-„ben für die Thränen der Reue? Meine „Tochter ist nicht mehr. Kommen Sie, „mein Leiden zu enden, und vereinigen „Sie mich mit meinem Kinde!“

Der Graf von Chateaubriant erwartete in der That nur den Tod seiner Tochter, um die Mutter seiner Empfindlichkeit aufzuopfern. Des andern Morgens sehr früh, bestieg er nebst fünf bewafneten Bedienten und zwey Wund-ärzten den Thurm. Er ließ die Gräfin aus

vier Gliedern bluten. Hingerissen von den Furien der Eifersucht, rechnete der Barbar darauf, das wilde Vergnügen zu empfinden, das Blut seines Schlachtopfers fließen zu sehen. Sie war gesund, aber dergestalt ausgezehrt, daß nicht ein einziger Tropfen aus ihrem von Kummer ausgetrockneten Körper floß. Während den fürchterlichen Anstalten starb die unglückliche Frau, indem sie zu wiederhohltenmahlen den zärtlichsten Abschied von dem leblosen Körper ihrer Tochter nahm, die an ihrer Seite hingestreckt lag.

VIII.

Eduard VI. Sohn Heinrichs VIII. und der Johanne von Seimour, gebohren zu London im Jahr 1537. und gestorben 1552.

Vorläufige Betrachtung über die Erziehung der Kinder der Fürsten — Zarter Körperbau des jungen Eduard — Erzieher, die dem jungen Prinzen von seinem fünften Jahre an gegeben wurden — Gelehrigkeit und Fortschritte des Schülers — Er schreibt in seinem achten Jahre Lateinisch — Tagebuch seiner Studien — Jerome Cardan eignet ihm ein Werk zu — Liebenswürdigkeit dieses Prinzen — Sein frühzeitiger Tod. —

Wenn man manchen Privatpersonen, um die engen Grenzen ihres unbekannten Wirkungskreises zu erweitern, den Vorschlag thäte, sich den Unterricht zu erwerben, der

denenjenigen nothwendig ist, welche Reiche regieren, so würden sie gewiß ihre Mittelmäßigkeit den glänzendsten Stellen vorziehen. Wenn man die Geschichte großer und mächtiger Menschen durchblättert, so erstaunt man über die Menge Lehrer, die sie von ihrer Wiege an umgeben. Sie sind weit weniger beneidenswerth, als sie es auf den ersten Anblick scheinen, und es ist nicht zu läugnen, daß sie von ihrem frühesten Alter an weit mehr gequält werden, als die Kinder gemeiner Leute, die sich alle Tage herumbalgen, und deren ganzes Wissen sich auf ein Handwerk einschränkt.

Eduard VI. wurde mit einer zarten und schwachen Constitution gebohren. Indessen war er kaum aus den Händen der Weiber gekommen, als man ihn in die Hände zweyer Lehrer brachte. Es waren die Doktoren Fox und Cheox. Der erstere, vortheilhaft bekannt als ein Mann von Rechtschaffenheit, trug Sorge den Charakter des kleinen Prinzen zu bilden, welcher damals nur fünf Jahr

alt war. Der andere, in ernsten Wissenschaften sehr bewandert, erhielt den Auftrag, ihm die Mathematik und Sprachen zu lehren.

Die beyden Lehrer waren nicht lange in ihrem Amte, ohne Gelegenheit zu finden, sich dazu Glück zu wünschen. Außer einer musterhaften Gelehrigkeit, und einer bey den Kindern der Reichen, denen durch niedrige Schmeichler, unmäßig geschmeichelt wird, seltenen Sanftmuth, bewieß der junge Zögling auch noch einen entschiedenen Geschmack für die Wissenschaften. In seinem achten Jahre hatte er schon in der lateinischen Sprache, der schwersten unter den alten Sprachen, hinlängliche Fortschritte gemacht, um in derselben an seinen Vater Heinrich VIII. schreiben zu können. Man half ihm bey diesem Briefwechsel auf keine Weise; in der That, würde dieser grausame Fürst und schöngeisterische König, wie ein Geschichtschreiber bemerkt, seinen Sohn eben so wenig geschont haben, als seine Weiber, denen er auf den geringsten Verdacht, den Kopf abhauen ließ.

Um seinen kleinen Pathen zur Kultur der Wissenschaften aufzumuntern, schrieb ihm der Erzbischoff von Cantorbery alle Wochen. Der Prälat verlangte von ihm ein genaues Verzeichniß dessen, was er während dieses Zeitraums gelernt hatte; der sorgsame Schüler verfertigte daher ein ganz genaues Tagebuch seiner Studien; ausser einem Blatte, welches in fünf Kolonnen eingetheilt war, legte er seinem Pathen Rechnung ab, von seinen Kenntnissen in der Geschichte, Mythologie, dem Rechnen, der Geographie, und endlich der Moral.

Jerome Cardan, ein Italiener, und einer der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, war von der frühen Gelehrsamkeit Eduards dermaßen bezaubert, daß er ihm sein Buch: Von der Wahrheit der Dinge, zueignete. Es verdient bemerkt zu werden, daß diese Zueignung den meisten andern nicht gleicht, die gewöhnlich von niedriger Gesinnung, oder schlechter Gewinnsucht eingegeben, nichts anders zur Absicht haben, als Begün-

stigung oder Belohnungen. Es war der gerechte Tribut einer gefühlten Bewunderung. Obgleich Cardan sehr ausschweifend in seinen Sitten und verschwenderisch war, so war er doch in so weit uneigennützig, daß er eine Summe Geldes ausschlug, welche ihm bey dieser Gelegenheit der englische Monarch anbot.

Als er in sein vierzehntes Jahr getreten war, besaß der junge Eduard VI. ob er gleich immer krank war, dennoch sehr mannichfaltige Kenntnisse. Außer dem Englischen, sprach er noch sehr korrekt lateinisch und französisch. Er schrieb griechisch eben so gut, als die unglückliche Johanna Gray, seine Muhme, die in einem Alter von siebzehn Jahren, unschuldig auf dem Schaffot starb. Das Spanische und Italienische waren ihm gleich geläufig, und er verfertigte in diesen beyden Sprachen sehr artige Verse. Nicht genug. Dieser fleißige Prinz war auch noch überdieß sehr bewandert in der Mathematik, Logik und Politik: und er verband mit einer so gründlichen Gelehrsamkeit viel angenehme Talente.

So wie seine Gesichtsbildung, sagt ein neuer Schriftsteller, so athmeten auch die Gespräche dieses liebenswürdigen Fürsten eine hinreißende Lieblichkeit. Er öfnete den Mund stets, um etwas Angenehmes zu sagen. Eben so freygebig als geistvoll und unterrichtet, forderte er oft Geld von seinem Vater, und zwar, um es armen, herabgekommenen Offiziers zu geben; oder er verwendete es dazu, gute Bücher zu kaufen, die er prächtig einbinden ließ, nicht um sie zu behalten, sondern um Geschenke damit zu machen.

Dieser junge gekrönte Weise hatte zu seinem Unglück Minister, die eben so verdorben waren, als er selbst tugendhaft war; ihrer Ehrsucht, und nicht ihm, muß man das Uebel und die Unruhen zurechnen, welche in dem kurzen Zeitraume seiner Regierung sich ereigneten. Er starb in seinem sechzehnden Jahre, nicht von übermäßiger Arbeit, wie einige Geschichtschreiber behauptet haben, sondern an den Folgen eines schleichenden Giftes, das ihm von seinem ersten Minister beygebracht wurde.

Schöner Zug aus der Kindheit Eduards VI.

Gleich den andern Kindern der Großen und Reichen, war der junge Eduard von seiner Wiege an, mit Vergnügungen und Spielzeug aller Art umgeben. Sein Pathe, der Erzbischoff von Cantorbery, schickte ihm gegen sein fünftes Jahr, einen kleinen Schenktisch mit allem Nothwendigen versehen. Die Schüsseln, die Teller, die Tassen, die Gabeln, die Löffel, die Zuckerdose, Theebüchse, die Unternäpfe, das Caffeebehältniß, Nichts fehlte daran; das Ganze war von hellem Silber, und außerordentlich schön gearbeitet. Der Kammerdiener des jungen Prinzen, welcher ihm dieses artige Geschenk gebracht hatte, sagte zu ihm: Sehn Sie, mein Prinz! das ist für sie; allein nehmen Sie Sich in Acht, daß es niemand anders berührt, denn das ganze schöne Geräthe würde sogleich verdorben werden. Wie? was denkst du, mein lieber Spindbrock, antwortete sogleich das Kind, dem einfältigen Bedienten; wenn Niemand als ich meine

Spielsachen berühren soll, nun! so gebe man mir lieber gar keine.

Eduard war in der That sehr verschieden von jenen kleinen zänkischen, unfreundlichen, stolzen, selbstsüchtigen und verdorbenen Wesen, welche nicht einmal wollen, daß man ihre Spielsachen ansehen soll, niemand Etwas anbieten, und nichts mit ihren Spielgefährten theilen.

Kaum hatte man die Wirthschaft dem jungen Prinzen überlassen, als er mehrere Kinder von Vornehmen, die er am meisten liebte, zu sich rufen ließ. Er ließ ihnen in seinem neuen Geräthe eine gute Mahlzeit auftragen, und nach diesem Mahle der Freundschaft, bat er sie auf die beste Art von der Welt, jeder möchte diejenigen Stücken, die ihm am meisten gefühlen, mitnehmen: hierauf umarmte er sie herzlich, indem er zu ihnen sagte: Meine Freunde, macht doch nicht so viele Umstände; ich werde bald wieder andere bekommen.

IX.

Franz von Beauchateau, Sohn eines Komedianten des nehmlichen Nahmens, gebohren zu Paris 1645 und gestorben im funfzehnten Jahre auf der See.

Vorerinnerung über den Werth der Erziehung — Auffallender Unterschied zwischen einer unterrichteten Person und einer die es nicht ist — Hülfsquellen des Calenders und des Unterrichtes — Beschwerlichkeiten des jungen Franz, um etwas zu lernen — Er sucht sich zur Arbeit anzuschicken — Besondere Sorgfalt seines Vaters, und Aufopferung der Mutter, um das Kind gut zu erziehen.

Das, was ein von einem geschickten Künstler schön geschnittener und polierter Diamant ist, ist ein wohl unterrichtetes und gut erzogenes Kind in den Augen eines jeden, der einige Ideen

vom Schönen, Guten und Edlen hat. Nichts ist so angenehm, Nichts so kostbar, als Kenntnisse und Talente. Die Erziehung vornemlich, bringt unter den Menschen einen so auffallenden Unterschied hervor, daß man auch bey der geringsten Aufmerksamkeit, durch ein bloßes Wort, selbst durch eine Miene, denjenigen, der das Glück gehabt hat, ein so grosses Geschenk zu empfangen, von demjenigen unterscheiden kann, welcher das Unglück hatte, desselben beraubt zu seyn.

Hundertmahl glücklich sind die vermögenden Eltern, welche den Werth eines solchen Schatzes fühlen, und ihn durch alle nur mögliche Mittel, ihren Kindern zu verschaffen suchen! Hundertmahl glücklicher aber die Kinder, die edel und fleißig genug sind, um davon Vortheil zu ziehen! Sie können die reichsten Erbschaften verlieren, sie können selbst der Stützen, und der Urheber ihres Lebens beraubt werden. Wenn sie nur moralische und wissenschaftliche Kenntnisse genug besitzen, so werden sie in ihrem Unglück immer noch hin-

hinlängliche Hülfsquellen haben, und es wird ihnen, selbst in der traurigsten, verlassensten Lage des Lebens, nie an einer Auskunft fehlen.

Franz von Beauchateau, hatte in der That in seinen jungen Jahren, seinen Vater nicht zu beweinen, im Gegentheil war es dieser, welcher nur zu zeitig einen Gegenstand von so süsser Hofnung zu betrauern hatte. Die Biographen, die über den jungen Franz geschrieben haben, stellen uns ihn als ein (an Geist und Herzen) ganz vollendetes Kind dar. Vorzüglich merkwürdig und aufmunternd für langsame Subjekte ist es, daß er nur mit vieler Langsamkeit lernte; allein das, was ihm an Leichtigkeit abgieng, ersetzte er durch Mühe und Beharrlichkeit in seinen Arbeiten. Auf diese Art wurde er beynahe noch in der Wiege ein Gelehrter.

Der Vater von Beauchateau, hatte nur diesen einzigen Sohn, und sparte Nichts, sowohl in seiner Bildung, als an seinem Unterrichte. Ob er gleich Komödiant war, eine Profeßion,

die sonst nicht immer eine sehr ordentliche Aufführung zuläßt, sparte er doch Nichts für seinen Sohn; er verwendete den größten Theil seines Gehaltes auf ihn und verschafte ihm in jeder Gattung die besten Meister. Seine Gattin, welche ebenfalls beym Theater war, bedachte sich eben so wenig, von ihrer Seite die nämlichen Aufopferungen zu machen. Sie verkaufte mehr als einmahl ihre Diamanten, ihre Kostbarkeiten, und schränkte sich auf die einfachste Kleidung ein, um den Absichten ihres Mannes, den sie herzlich liebte, zu entsprechen. Der junge Zögling belohnte eine so zärtliche Sorgfalt vollkommen, und war die Freude seiner Eltern, theils durch seine Fortschritte, theils durch die Eigenschaften seines Herzens.

Der kleine Beauchateau kann in einem Alter von fünf Jahren lesen und schreiben. — Mit welcher Einsicht er in diesem Alter Fabeln hersagte — Er lernt durch Uebung die lateinische Sprache — Wie sehr Sorgfalt und gute Grundsätze die Erziehung beschleunigen und reifen — Die Sprachen sind die Schlüssel der Wissenschaften — Diejenigen, welche Beauchateau verstand.

Nichts trägt mehr zur Bildung und Erweiterung des Geistes bey, als das Gedächtniß mit auserlesenen Stellen in Prosa und in Versen zu schmücken. Dieses Mittel, das in unsern Tagen nur zu sehr vernachläßigt wird, wurde sonst bey einem guten Unterrichte mit dem besten Erfolg gebraucht. Ob schon Beauchateau eine langsame Fassungskraft besaß, so las er doch und schrieb schon seit seinem fünften Jahre ganz erträglich. Er wußte die schönsten Fabeln eines Lafontaine auswendig, und deklamirte sie sehr geschickt. Das, was seine Fortschritte so beschleunigte, war, daß seine Lehrer ihm nicht eine Zeile lernen ließen, wenn sie ihm nicht vorher den eigentlichen oder bild-

lichen Sinn der Worte erklärt, und ihm eine ganz genaue Beschreibung davon gemacht hatten.

Wer seine Zeit gut einzutheilen, und seine Kräfte gehörig zu schonen versteht, kann, ohne außerordentliche Anstrengung, sehr vielen Dingen vorstehen. Obgleich der kleine Franz des Tages nur drey Stunden studirte, verstand er doch schon gegen sein achtes Jahr hin die griechischen und lateinischen Schriftsteller, ohne ein Wörterbuch; er übersetzte sie sehr gut mit lauter Stimme, weil man ihn diese so schweren Sprachen nach der Art des Vaters von Montaigne gelehrt hatte, d. h. durch den einfachen Gebrauch und durch die Unterhaltung, welche dem unübersteiglichen Widerwillen gegen eine Menge abstrakter Grundsätze und verwickelter Regeln begegnet.

Man betrachtet gewöhnlich diese frühzeitigen Genieen, welche schon in Windeln die Kenntnisse eines Mannes zeigen, als eben so viele außerordentliche Erscheinungen; wir dür-

sen uns nun nicht mehr verwundern. Die Sorgsamkeit, eine aufgeklärte Erziehung, und Gedult bewirken Alles und ersetzen die mangelhafte Natur. So wie steinigtes und undankbares Land, durch anhaltende Arbeit endlich fruchtbar gemacht werden kann, so können auch weniger offene Köpfe durch eine anhaltende Kultur sich ausbilden. Das, was dieser oder jener Mensch lernen kann, ist mit wenigen Ausnahmen, auch ein anderer zu fassen und zu verstehen fähig. So bald nicht vom Erfinden die Rede ist, so bedarf es nur Zeit, es kommt bloß auf die Methode und die Geschicklichkeit von Seiten der Lehrer an.

Die Sprachen sind der Schlüssel der menschlichen Erkenntnisse, der, welcher viele von ihnen versteht, hat auch mehr Mittel für seine Bildung, als ein anderer. Außer dem Griechischen und Lateinischen, diesen beyden Grundpfeilern eines guten wissenschaftlichen Unterrichtes, legte sich der junge Beauchateau auch noch auf das Spanische und Italienische, welches damahls viele guterzogene Personen spra-

chen. In seinem eilften Jahre, war er in diesen beyden schönen mittägigen Sprachen so bewandert, daß er gewiß keinen Dollmetscher nöthig gehabt haben würde, um nach Florenz oder Madrid zu gehen.

Litterarische Uebungen des kleinen Beauchateau — Wie viel Kraft die Kunst, Verse zu machen, dem Styl giebt — Das Versemachen gänzlich vernachläßigt in der Erziehung — Fortschritte von Beauchateau in der französischen Poesie — Sein Ruf — Anna von Oesterreich neugierig, diesen kindlichen schönen Geist zu sehen. — Schmeichelhafte Worte des jungen Dichters — Geschenk, welches ihm die Prinzeßin macht.

Vergebens würde man gründlich und anhaltend die Wissenschaften studiren; vergebens viel Zeit mit dem Lesen der besten Schriften zubringen; alles dieses ist zu einem vollendeten Unterrichte nicht hinlänglich. Man muß auch selbst seine Kräfte versuchen, selbst Etwas nach seiner Art ausführen. Die Lehrer des jungen Franz vergaßen nicht, ihren gelehrigen Schüler anzugewöhnen, viel zu übersetzen;

ferner, die schönsten Stellen seiner Lektüre in Auszüge zu bringen; auch übten sie ihn ganz besonders in der Verfertigung aller Arten von Aufsätzen in Prosa und in Versen.

Ein, ich weiß nicht warum, in der öffentlichen und privat-Erziehung vernachläßigtes Talent, ist die Kunst Verse zu machen; und doch ist sie ganz besonders geschickt, den Styl zu bilden; nichts schärft so sehr den Geist, nichts trägt so viel dazu bey, den Gedanken Anmuth und Kraft oder Feinheit zu geben. Mit Hülfe der Versetzung der Verse, lernte der kleine Beauchateau leicht selbst welche machen, und erwarb sich bald einen gewissen Ruf in dieser schönen Kunst.

Die Produkte des jungen aufblühenden Dichters, verriethen keinesweges die Schwäche seines Alters. Gleich voll von Geist, Feuer und Einbildungskraft, kamen sie aus der Hauptstadt bald in die Provinzen, und man konnte es nicht glauben, daß sie von einem Kinde herrührten. Mehrere angesehene Personen woll-

ten sich von der Wahrheit überzeugen, und luden den Vater des kleinen Franz ein, ihnen seinen Sohn zu bringen, um mit ihm zu sprechen, und selbst über das zu urtheilen, was man ihnen von allen Seiten her davon erzählte. Ihre Zufriedenheit glich ihrem Erstaunen beym ersten Zusammentreffen. Sie waren ganz bezaubert, und erkannten allgemein die Wahrheit an, wie sehr eine sorgsame, durchgeführte Erziehung die oberflächlichen und übelverbundenen Kenntnisse übertrift, die man sich gemeiniglich der Jugend mitzutheilen begnügt.

Anna von Oesterreich, die Mutter Ludwig XIV. war eben so neugierig, dieses berühmte Kind zu sehen. Sie ließ es in das Louvre kommen und befragte es über verschiedene Gegenstände, worauf es eben so leicht als bestimmt antwortete. „Aber, fragte die Prinzeßin den Knaben, wie kommt es denn, daß du so viel Geist und Kenntnisse in deinem Alter hast?“ O! rief der junge Dichter, wenn man sich den Göttern der Erde naht, und vor Allem der Schönheit, so würde es schwer seyn, keinen zu haben!“

Geschmeichelt durch den schnellen Einfall, umarmte die Königin das Kind, und entließ es mit reichen Geschenken überhäuft, unter denen sich auch eine mit guten Steinen besetzte Bonbonniere befand.

Der Cardinal Richelieu verlangt Beauschateau — Schüchternheit des Kindes vor dem königlichen Minister — Richelieu schließt ihn in sein Zimmer ein — Gegenstand, den er dem jungen Dichter zu behandeln giebt — Wie dieser sich aus dieser Geschichte zieht — Verse zum Lobe des Prälaten — Pensionen und Geschenke, die Richelieu dem kleinen Franz ertheilt.

Der berühmte Kardinal von Richelieu, so sehr er auch in dem unermeßlichen Gewirr der Politik vergraben, und unaufhörlich durch die Angelegenheiten Frankreichs zerstreut war, überließ sich doch sobald er nur konnte, der angenehmen Beschäftigung mit den Musen. Voll Gefühl für litterarischen Ruhm, der den andern Verdiensten einen neuen Glanz und sichern Werth verleiht, machte sich dieser grosse Geist eine eben so große Ehre daraus, ein

Gedicht zu machen, als einen Traktat zu unterzeichnen. Der Ruhm des jungen Schriftstellers reizte seine Neugierde. Nach dem Beyspiele der Anna von Oesterreich, welche mit ihm darüber voll Bewunderung gesprochen hatte, schickte er seinen Wagen ab, um Beaucheteau zu hohlen, und würdigte ihn einer sehr langen Unterredung.

Diesesmal bestätigte der junge Franz die vortheilhafte Meinung Anfangs nicht, die man von ihm gefaßt hatte. Der hohe Wuchs des königlichen Ministers, sein langes purpurnes Gewand, der Glanz seines Gefolges, die Würde in seinem Aeußern, der Klang seiner starken und volltönenden Stimme, der Achtunggebietende Ernst seines Blickes, alles dieses verwirrte Beauchateau: er blieb verlegen stehen, und konnte nur einige nichtssagende Worte ohne Zusammenhang hervorbringen.

Der Kardinal bemühte sich, den Knaben zu beruhigen, und empfing ihn so freundlich als möglich. Es war die Stunde des Mittags-

mahles. Er lud ihn freundlich ein, sich an die Tafel zu setzen, und wieß ihm seinen Platz zwischen sich und seiner Nichte, der schönen Hortensia von Mancini an. Er sprach abwechselnd mit ihm lateinisch, italienisch und spanisch, aber der kleine furchtsame Franz antwortete nur ganz einsylbig, so sehr fürchtete er sich, vor einer so vornehmen Person einen Fehler zu machen.

Nur im Vorübergehen wollen wir bemerken, daß diese Furchtsamkeit und dieses Uebermaaß von Bedachtsamkeit, ein sehr feines Gefühl bewieß. Derjenige, der solcher Ueberlegung fähig ist, ist nichts weniger als ein Thor. Die feine Unterscheidungsgabe ist ein auszeichnendes Merkmahl einer guten Erziehung. In der That, nur dummdreuste Menschen geben sich gern ihren Neigungen hin, und verdorbene Kinder sind nur sogleich überall zu Hause, wo sie hinkommen.

Indessen besann sich der junge Beauchateau nicht eben lange, um sich von einer für

seine Eigenliebe so drückenden Lage zu befreyen, und es gelang ihm mit dem ehrenvollsten Triumphe. Als ihn kurz nach Tische, der Prälat in sein Zimmer hatte gehen lassen, so gab er ihm einen Gegenstand auf, den er in Versen behandeln sollte. Der junge Dichter fand hier seine Heiterkeit wieder, und fühlte seinen Genius wiederkehren. Außer dem Gegenstande, der ihm aufgegeben war, verfertigte er noch zum Lobe Richelieus ein Sonnet, dessen Anfang also lautet:

Les Dieux se sont mépris, tu devois naitre à Rome
Les grands destins des Rois, tu les tiens dans ses mains
En guerre comme en paix ton pas est d'un grand homme
Et je vois loin de toi l'orateur des Romains.

(Die Götter irrten sich, du solltest zu Rom gebohren werden. In deinen Händen trägst du die großen Schicksaale der Könige. Im Kriege wie im Frieden ist

dein Gang der eines großen Mannes, und nur von fern nähert sich dir der Redner der Römer)

Das Lob gefiel dem Cardinal ungemein, denn er hatte einen unersättlichen Durst nach Lob. Er bekam nun die größte Meinung von dem jungen Schriftsteller, und versicherte ihn auf der Stelle eine Pension von fünfhundert Livres. Er schenkte ihm überdies eine Uhr, auf deren Hinterseite die Musen und Apollo gemahlt waren, welche seine Büste bekränzten. Er fügte diesem Geschenke noch eine trefliche Sammlung einheimischer und fremder Dichter hinzu, schön in grünes Maroquin gebunden, und mit seinem Wappen geziert. Hierauf führte er selbst das berühmte Kind seinem Vater wieder zu, welcher Freudenthränen vergoß.

Beauchateau endigt seine Studien in seinem dreyzehnten Jahre — Er läßt seine Poesien drucken — das Studieren wird für dieses Kind ein Bedürfniß — Er lernt Englisch — Seine Reise nach England — Empfang des jungen Dichters von den Londner Damen — Beauchateau schifft sich nach Persien ein — Sein Schifbruch.

Weil Franz von Beauchateau, seine humanistischen Studien sehr zeitig anfieng, und die kostbaren Augenblicke seiner Jugend, mit der größten Sorgfalt benutzte, so hatte er in seinem vierzehnten oder funfzehnten Jahre, fast gar nichts mehr zu lernen. Ohngefähr in diesem Alter nahm er seine Poesien zur Durchsicht vor, und ließ sie unter dem Titel: Muse des kleinen Beauchateau, drucken. Er ließ sie mit den Bildnissen der Großen und der vornehmen Damen zieren, deren Lob er gesungen hatte, und diese erste Ausgabe hatte einen reißenden Abgang. Es gab in der That keinen Vater und keine Mutter, die sich nicht ein Vergnügen daraus gemacht hätten, das

Buch des jungen Dichters zu kaufen, und es ihren Kindern zu geben, um sie zur Liebe zu den Wissenschaften und zum Ruhm aufzumuntern.

Alles hängt vornehmlich von der ersten Richtung ab, die der menschliche Geist erhält. Die Wissenschaften und der Unterricht waren für das berühmte Kind, dessen Leben so sehr verdient beschrieben zu werden, ein wahres Bedürfniß geworden. Obschon die englische Sprache, zu seiner Zeit nicht sehr in Aufnahme war, so legte er sich demohngeachtet mit Eifer darauf, und setzte sich bald in den Stand, sie zu verstehen und zu sprechen. Um sich in derselben zu vervollkommnen, bat er seinen Vater um die Erlaubniß, einige Monate in England zubringen zu dürfen. Er reiste mit dem französischen Gesandten ab, dem er war empfohlen worden.

Als Beauchateau in London angekommen war, wurde er daselbst von einem Haufen Vornehmer, und von dem Protektor selbst, mit denselben Ehrenbezeugungen empfangen, wie am

Hofe Ludwig XIII. Er war von sehr kleinem und niedlichem Wuchse; und in seinem dreyzehnten Jahre hatte er, obgleich von gesunder Constitution, doch nur das Ansehen eines Kindes von neun oder zehn Jahren, und dieß vermehrte noch den Ruf seiner Fähigkeiten. Dieser seltene Mensch, hatte überdies eine reizende Gestalt, und die Sanftmuth seines Charakters entsprach dieser angenehmen Naturgabe. Die größten Damen, die schönsten Weiber stritten sich, um das Vergnügen, dieses liebenswürdige und kostbare Kind zu bewirthen. Sie setzten ihn mehr als einmahl auf ihre Knie, und mehr als einmahl machte er daselbst Verse voll Munterkeit, Salz und Laune.

Der kleine Beauchateau, hatte seit seiner Reise nach England, noch nicht sein vierzehntes Jahr vollendet, als er schon auf dem Gipfel des Ruhmes stand. Damals war es, als er ganz verzehrt von dem Durste nach Wissenschaft, sich in den Hafen von Plymouth einschiffte, um in Gesellschaft zweyer gelehrten Geometern von Oxford nach Persien zu gehen.

Sein

Sein Geschichtschreiber äußert ganz ohne Grund die Vermuthung, daß dieses trefliche Genie vielleicht die Absicht gehabt habe, seine Muse dem Plutus zu weihen. Hätte dies berühmte Kind, Sucht nach Reichthümern gehabt, so würde es in seinem Vaterlande, hinreichende Befriedigung seiner Leidenschaft gefunden haben; denn es ist gewiß, daß man ihm vor seiner Abreise Stellen anbot, die eben so ehrenvoll und einträglich, als leicht zu versehen waren.

Man glaubt mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß dieses litterarische Phänomen die Absicht gehabt habe, die morgenländischen Sprachen zu erlernen; seit seiner Kindheit hatte es Geschmack dafür gezeigt, und ein besonderes Vergnügen darinnen gefunden, die Unterhaltungen der Türken und Perser mit anzuhören.

Wie dem auch sey, Beauchateau hatte sich im Jahre 1670. aufs Meer begeben; das Schiff, das ihn führte, wurde von einem fürchterlichen Ungewitter, den zweyten Tag nach seiner Abreise ergriffen; die Schiffsmannschaft,

welche sehr viel ausgestanden hatte, hatte alle nur mögliche Mühe, sich zu retten. Eine Menge Menschen kamen im Wasser um, indem sie sich in eine Barque warfen, die zu Grunde gieng, und man glaubte, daß das unglückliche Kind mit unter dieser Zahl gewesen sey; denn seit der Zeit hat man keine Nachricht weiter von ihm gehabt.

Die Bescheidenheit, als Begleiterin der Talente des jungen Beauchateau — Das Mittagsmahl und die genauern Umstände bey dieser Gelegenheit.

Bildung und Talente sind schon an sich eine wirksame Empfehlung; allein sie müssen von jeder Affektation frey seyn, und die aufrichtigste Bescheidenheit muß sie begleiten. Sie müssen demjenigen, der sie besitzt, gewissermaßen unbekannt seyn, und er muß sie mit der größten Feinheit und dem zuvorkommendsten Betragen, dem Vergnügen der Gesellschaft widmen; ausserdem bringen sie, wie es nur zu oft geschieht, gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor.

Indem der Komödiant Beauchateau seinem Sohne eine gute Erziehung verschaffte, ließ er es sich zugleich sehr angelegen seyn, daß sich derselbe nichts darauf einbildete. In der That, obgleich der kleine Franz die Gelehrsamkeit eines Mitgliedes der Akademie besaß, hatte er doch alle Naivetät anderer Kinder; er trieb mit ihnen den Kreißel, schwärmte mit ihnen, und dachte auf keine Weise daran, weder seinen Geist, noch seine Gelehrsamkeit geltend zu machen.

Eines Tages, nahm ihn sein Vater zu einem reichen Privatmann mit zum Mittagessen, wo sich mehrere Kinder seines Alters befanden. Während eines guten Theils der Mahlzeit, drehte sich die Unterhaltung immer um die Dichtkunst, die Musik und die spanische Sprache, welche damals sehr Mode war. Die Damen, weit unterrichteter als heut zu Tage, führten selbst verschiedene Stellen an, welche Streitigkeiten über die Quellen erregten, woraus sie geschöpft waren. Ob der kleine Beauchateau sie gleich sehr genau anzu-

geben wußte, so that er doch, als ob er von diesem Allem nichts wisse, und unterhielt sich ruhig mit den Gästen seines Alters.

Als das Mittagsmahl vorüber war, sprach man von Musik, und lud einige junge Mädchen ein, Klavier zu spielen. Sie setzten sich an das Instrument, nachdem sie sich erst lange darum hatten bitten lassen. Sie hatten kaum einige ziemlich leichte Stücke äußerst mittelmäßig vorgetragen, als man sie mit allgemeinem Beyfall belohnte, und sie schienen auf den geringen Erfolg äußerst stolz zu seyn. Beauchateau, der sehr gut spielte, blieb indessen ruhig und still an der Seite seines Vaters, so daß die ganze Gesellschaft nichts weniger sich einbildete, als daß er im Stande sey, sich den nämlichen Beyfall zu erwerben.

Indessen kam Pazzarini, ein berühmter Violinspieler aus Toskana. Er kannte den jungen Franz, den er mehr als einmal in den Concerten gesehen hatte, und mit dem er sehr gern italienisch sprach. „Cappita, sagte der

Musiker zu ihm, cappita! Sie spielen nicht, lieber Freund, Sie nicht? Ach! Sie sind ein kleiner Schalk, daß sie der Gesellschaft das Vergnügen entziehen Sie zu hören!“ — Sogleich richtete Jedermann seine Augen auf den Knaben, welcher ganz bestürzt und über das Kompliment beschämt war! Man ersuchte ihn, sich nun auch ans Klavier zu setzen, welches er mit dem besten Anstande that, und zur Begleitung sang er einige spanische Lieder, mit eben so viel Geschmack als Einsicht. Als Beauchateau aufgehört hatte zu spielen, umarmten ihn die Damen voll Erstaunen, und überhäuften ihn mit Liebkosungen. Sie sprachen hierauf spanisch und italienisch mit ihm. Er antwortete ihnen in den nämlichen Sprachen, er sprach selbst von den Sitten, den Gebräuchen, der Regierungsform und den Künsten dieser schönen Länder, so daß man nicht müde werden konnte ihn zu hören. Jeder war ganz davon bezaubert, und man wußte nicht, was man mehr bewundern sollte, ob ein so seltenes Talent, oder so viel Bescheidenheit in einem noch so zarten Alter.

Ueber die Gedichte des kleinen Beauchateau — Reime an Julia Desormeaux — Impromptü, welches der junge Dichter zu London auf den Knieen Henriettens von Windsor machte.

Zum Unterricht und Vergnügen meiner jungen Leser hätte ich gewünscht, einige Dichtungen des jungen Beauchateau, hierher setzen zu können; allein da ich sie nicht bey der Hand habe, will ich mich begnügen, den Titel der Stücke, derer ich mich erinnere, hier zu bemerken. Die dritte Ausgabe seiner Werke enthält: Die Fliege und die Spinne, die graue Maus; Rondeau an meine Mutter, Schreiben an meinen Vater, das Kegelspiel, der Schröter, die Seifenblasen.

In diesen artigen Gedichten voll Scherz und Heiterkeit, herrscht die lachendste Einbildungskraft. Man findet in einem Musenalmanach dieser Zeit, Verse, welche uns von

dem heitern Geiste dieses Kindes ein Urtheil fällen lassen. Es ist ein vierzeiliges Gedicht an die Tochter eines Zuckerbeckers, welcher damahls dem Kollegium Cardinal le Moine, gegenüber wohnte, wo Beauchateau seine Studien vollendete. Die junge Person, welche Julia Desormeaux hieß, war sehr gut erzogen, und durch ihre Talente fast eben so berühmt, als der junge Dichter.

Vous avez, Désormeaux, plus d'un attrait vainqueur
Vous chantez, vous dansez, vous parlez comme un ange
Que je serois heureux de toucher votre coeur,
Et surtout vos gâteaux de fleur d'orange!

(Sie haben, liebe Desormeaux, mehr als einen fesselnden Reitz. Sie singen, tanzen, sprechen wie ein Engel. O! wäre ich doch so glücklich, ihrem Herzen, und vornemlich ihrem Orangeblütenkuchen näher zu seyn.)

So saß er auch einsmahls auf den Knieen Henriettens von Windsor, der Maitresse des Milord Chestbury; Sie bat ihn um einige Verse, und Beauchateau machte auf der Stelle folgendes Impromptů in englischer und französischer Sprache.

Sur Vos genoux je sens que plus d'un Dieu m'inspire:
I'y ferois mille vers pour chanter vos attraits;
Mais tendìs qu' Apollon vient y monter ma lyre,
Eh! le fripon d'amour m'y blesse de ses traits.

(Auf Ihren Knieen fühle ich, daß mehr als eine Gottheit mich begeistert. Ich würde hier tausend Verse machen, Ihre Reitze zu besingen. Allein wenn Apollo mir die Lyra dazu stimmt, ach da verwundet mich Amor der Schalk, mit seinen Pfeilen.)

X.

Raisin und Babet, gebohren zu Troye in Champagne, 1658. von Johann Baptiste Raisin, berühmten Organisten.

Kinder können schon in ihrem zartesten Alter einigen Nutzen schaffen — Johann Baptist Raisin, Organist, mit einer sehr großen Familie — Er lehrt seinen Kindern die Musik — Ein ganz besonderes Spinett, welches dieser Künstler erfindet — Er kommt mit seinem Spinett und seinen Kindern nach Paris — Er erscheint auf dem Markte St. Germain — Raisin und seine Schwester Babet spielen mit Beyfall — Ueberraschende Wendung — Erstaunen des Publikums — Große Geldsumme, die der Organist gewinnt.

Die meisten Kinder sind ihren Eltern nur deswegen zur Last, weil ihre Bildung, im moralischen und physischen nicht gehörig betrieben wird. Wenn man aus der Geschick-

lichkeit, die die Natur selten einem Menschen ganz verweigert hat, Nutzen zu ziehen wüßte, so würden sicherlich auch die jüngsten Kinder nützlich werden und ihren Unterhalt frühzeitig erwerben können. Die folgende Geschichte wird uns von der Wahrheit dieser Bemerkung überführen.

Johann Baptiste Raisin, Organist, gebohren zu Troye in Champagne, war sehr mit Kindern überhäuft; wozu noch kam, daß die Neigung zur Verschwendung seiner koketten und wenig häußlichen Frau, seine Umstände sehr in Unordnung brachte, ob er gleich sonst sich gut zu betragen pflegte und viele Talente hatte. Die Noth macht erfinderisch. Unter den vier Kindern, welche er für seine Kunst bildete, war vorzüglich eins ausnehmend aufmerksam, und besonders geschickt; es war das jüngste; er lehrte es in seinem dritten Jahre schon Klavier spielen, und der kleine artige Mensch machte in wenigen Monaten reißende Fortschritte.

Erstaunt über die Geschicklichkeit und die

Fortschritte des jungen Raisin, faßte sein Vater den Vorsatz, Etwas zu seinem Glück zu versuchen. Seine vornehmste Aussicht gründete er auf das Kind, und er wurde in seiner Hofnung nicht betrogen. Unser Organist erfand anfangs ein Spinett von ganz neuer Bauart. Es hatte drey sichtbare Klaviere, seine Länge betrug ohngefähr drey Fuß, und seine Breite zwey und funfzig Zoll. Seine innere Stärke war noch einmahl so groß als bey andern. Den Grund davon wird man in dem Verfolg dieser Geschichte sehen.

Als der Künstler die letzte Hand an seine Erfindung gelegt hatte, verließ er seine vaterländische Gegend, und kam mit seiner Frau und seinen Kindern nach Paris, auch vergaß er sein Spinett nicht. Er meldete sich bey der Polizey und erklärte hier seine Absicht, eines der seltensten Schauspiele zu geben, und es währte nicht lange, so erhielt er die Erlaubniß auf dem Markte St. Germain zu erscheinen. Um die flüchtigen

Blicke des Publikums zu fesseln, bedarf man des Wunderbaren, und selbst ein wenig des Betrugs. Johann Baptist ließ eine Ankündigung drucken, worinnen er versprach, daß sein Instrument, vermittelst gewisser Worte, alle Arten von Arien nach Gefallen spielen würde.

Die erste Vorstellung, sagte der Schriftsteller, von dem ich diese Erzählung entlehnt habe, zog genug Menschen herbey, um die Erwartung des Musikers zu übertreffen. Die zweyte war noch weit aufmunternder. Das bewundernswürdige Spinett, sagte man, sey ein Wunderwerk der Mechanik. Bald verbreitete sich aller Orten das Gerücht davon, und Alles lief in Haufen herbey, und bewunderte es.

Anfangs, fährt der nemliche Schriftsteller fort, setzte sich der älteste Raisin, der fünf und ein halb Jahr alt war, und seine kleine Schwester, so wie der Vater, jedes an sein Klavier; hierauf trugen sie

in Gegenwart des Publikums ein Concert vor. Als das Stück zu Ende war, hoben sie alle drey die Hände in die Höhe. Nun wiederhohlte das dritte Klavier, dessen Tasten ohne Hände giengen, die ganze nemliche Symphonie, mit einer Richtigkeit und einem Wohlklang, der alle Zuhörer entzückte.

Um den Umstehenden mehr Bewunderung abzunöthigen, nahm der kluge und geschickte Organist seine Zuflucht zu einem vortreflichen Taschenspielerstreiche, welcher auch die Verständigsten täuschte, und selbst die Mechaniker außer Fassung brachte. Nach diesem Versuche, stellte er sich, als wenn er sein berüchtigtes Spinett mit Hülfe eines zackigten Rades aufzöge, welches einen fürchterlichen Lerm erregte. Er schien blutigen Schweis zu vergießen, um seinen Griff zu bewegen; und von dem eben genossenen Vergnügen gieng Jedes zu einem unwillkührlichen Entsetzen über; denn man hätte schwören sollen, daß das magische Instrument die ganze Hölle in sich schlösse, so außerordentlich war das Geräusch.

„Seht doch den großen Zauberer! riefen mehrere Personen in vollem Ernst, es ist Nichts als eine große Serinette*), welche mit Hülfe eines dazu eingerichteten Cylinders, die Arien spielt!“ Das war gerade der Punkt, wo unser Mann triumphirte, plötzlich ließ er Raisin und Babet zurücktreten, und indem er sich mit einem gebietenden Tone an das bewundernswürdige Instrument wandte, sagte er zu ihm: „Spinett, spiele diese Arie, und das gehorsame Spinett spielte den Augenblick, was man verlangte. „Spinett, schweig!“ und das Spinett schwieg. „Spinett fahre fort!“ und das Spinett fuhr fort. „Spinett spiele nach deiner Erfindung gleich ein lustiges Stück!“ und das Spinett ließ scherzhafte muntere Töne hören, welche Freude und Vergnügen in die geöfneten Herzen ergossen.

---

*) Ein Instrument, welches zum Abrichten der Singvögel, vorzüglich der Kanarienvögel gebraucht wurde.

Von gerechtem Erstaunen ergriffen, und eben so bezaubert, blickte sich alle Welt an, und hörte nicht auf zu rufen: „Es ist unglaublich, der Mensch muß ein Zauberer seyn!“

Obgleich der vermeintliche Zauberer es weit weniger war, als er es zu seyn schien, so brachte er doch in weniger als fünf Wochen, eine reichliche Erndte von zwanzig Tausend Thalern zusammen, welche seinen großen Coffre anschwellten, und ihn in den Stand setzten, in eben so großer Gemächlichkeit zu leben, als er sonst im Elende gelebt hatte. Zu bemerken ist es aber, daß er dieses Glück größtentheils dem kleinen Spieler von vier Jahren zu verdanken hatte, welcher nun bald für seine eigne Rechnung auf der Bühne erscheinen wird.

Großer Ruf des tropischen Organisten — Der König verlangt das berüchtigte Spinett zu sehen — Fürchterliches Geräusch dieses Instruments — Die Königin läßt es öfnen, um das Innere desselben zu untersuchen — Die List wird entdeckt — Der kleine Raisin der jüngere, erscheint in dem Spinett — Er spielt vor dem Hofe — Zuckerwerk und Gold regnet auf das Kind — Rückkehr des alten Raisin auf dem Markt St. Germain — Neuer Fortgang. — Liebkosungen, die dem kleinen Musikus erwiesen werden.

Indessen vermehrte sich der Ruf des Instruments, und seines Erfinders von Tage zu Tage: Der König selbst wollte Beyde sehen, und der Königin, so wie dem Hofe zugleich dieses Vergnügen verschaffen. Raisin brachte also sein Schauspiel nach Versailles, und wandte Alles an, seinen Ruf aufs beste zu behaupten. Militairische Märsche, zärtliche Arien, Concerts von den besten Meistern wurden von dem ältesten Raisin und Babet sehr gut vorgetragen; allein sie wurden es noch besser von dem unbesetzten Instrumente.

Der

Der Organist von Troye, seinem gewöhnlichen listigen Kunstgriffe nur zu getreu, und nicht bedenkend, daß man an einem andern Orte auch der Klugheit gemäß, andere Batterien haben müsse, ließ ohne Anstand sein allergrößtes Rad sich drehen. Das fürchterliche Geräusch, welches es in den Gemächern erregte, beleidigte die zarten Ohren der Prinzeßinnen und der Damen aus ihrem Gefolge dergestalt, daß sie schauderten. Die Königin noch erschrockner als die Uebrigen, befahl sogleich das Instrument zu öfnen, um sein Inneres zu untersuchen. Der bestürzte Musiker verweigerte es, unter dem Vorwande, daß er den Schlüssel dazu verlegt habe. Gut, sagte der König, so muß man es aufbrechen. Raisin ganz außer sich, stotterte einige Worte und mußte gehorchen.

Wie groß war das Erstaunen Annens von Oesterreich, als sie bey Eröfnung des Spinetts ein ganz kleines Kind erblickte, welches, schön wie Amor, in der Mitte vor einem innerlich angebrachten Klaviere

saß. Das war der Schlüssel zu dem Räthsel, welches eine unendliche Menge Kenner gequält hatte.

Man eilte, den armen Kleinen herauszulassen. Er konnte nicht mehr, weil er länger als gewöhnlich in dieser Art von Schachtel eingeschlossen geblieben war, wo die Luft gar nicht eindringen konnte; wozu noch kam, daß er über den Vorfall ganz erschrocken war. Er war auf dem Punkte ohnmächtig zu werden, man brachte ihn aber wieder durch Einathmen geistiger Wasser zu sich.

Sobald der kleine Musiker sich vollkommen hergestellt fühlte, gab er für sich selbst noch dem Könige und den Prinzeßinnen ein Schauspiel. Indeß Babet den Takt schlug, spielte er auf den äußern Klavieren, und zwar zur Zufriedenheit aller Umstehenden. Er wurde mit verdienten Lobeserhebungen überhäuft; und man warf ihm so viel Zuckerwerk und Louisd'ore zu, daß er sie nebst seinem Vater kaum alle auflesen konnte.

Als Johann Baptiste Raisin sahe, daß die Entdeckung seines Geheimnisses, die seinem Plane zuwiderlaufende Wirkung, welche er befürchtete, nicht hervorgebracht hatte, so faßte er von neuem die Hofnung, noch einige tausend Thaler, vermittelst seines kleinen Sohnes und seines Spinettes zu gewinnen. Er ging daher das folgende Jahr wieder auf den Markt St. Germain. Er ließ eine zweyte Ankündigung drucken, worinnen er den glänzenden Erfolg beschrieb, den es am Hofe gehabt hatte, und am Ende versprach, sein Geheimniß ohnfehlbar zu entdecken.

Er that es wirklich unter wiederhohlten Beyfallsbezeugungen des Publikums, welches die Erfindung des Vaters eben so wie das Talent seiner Kinder bewunderte. Man konnte vorzüglich nicht müde werden, den jüngsten Raisin zu bewundern, welcher nicht viel größer als eine Flasche, und nicht viel dicker als eine Ratte, die schönsten und schwierigsten Stücke auf die beste Art von der

Welt vortrug. Die Damen ließen ihn aus einer Hand in die andere gehen; sie überhäuften ihn mit Liebkosungen, und wünschten ebenfalls so einen kleinen, niedlichen, artigen Knaben zu haben, der in einem zarten Alter schon so viel Talent und Geschicklichkeit bewiese.

Neue Pläne des Organisten von Troye — Er errichtet eine kleine Truppe von Komödianten — Geschicklichkeit seiner Kinder für das Theater — Besonderes Talent des jüngsten Raisin — Die Wurst von Troye. — Die Verwandlungen — Das Spanferkel — Das Teufelchen — Der Kampf — Das Unglück, das dem jungen Raisin begegnet — Er wird am Unterleibe verwundet — Sein Tod — Schmerz seiner Schwester Babet.

Una cirieggia tira un altra, sagt das italienische Sprüchwort. So ist es auch mit dem Gelde. Der erste Charakter erweckt bey gewöhnlichen Menschen den Durst nach dem zweyten, und selten sind sie damit zufrieden. Raisin der Vater, konnte seine kleine Familie sehr

gut erziehen. Er konnte sich ein anständiges Leben verschaffen, und seine Tage mit hundert tausend Livres und mehr, welche ihm sein jüngster Sohn in weniger als funfzehn Monaten hatte gewinnen lassen, sehr gemächlich zubringen. Allein er wußte sich nicht zu begnügen, und wollte immer mehr haben.

Er gründete seine habsüchtigen Plane auf die Begierde der Menschen nach Vergnügen überhaupt, und weil er von Tage zu Tage in seinen Kindern eine der Ausbildung fähige Geschicklichkeit entdeckte, so schämte sich unser Organist nicht, aus ihnen endlich eine Gesellschaft Komödianten zu errichten. Die kleinen Raisin und Babet bildeten sich nur zu bald zu diesem neuen Gewerbe. Der jüngste Raisin vorzüglich zeichnete sich hierinnen eben so aus, als in der Musik; allein er fand auch hier sein Grab, und sein unersättlicher Vater gerieth dadurch aufs neue in ein Elend, das demjenigen glich, in das ihn die Verschwendung seiner Frau schon gestürzt hatte.

Unter den Stücken, welche die kleine Gesellschaft vorstellte, war auch eins, welches sehr viel Vergnügen machte, und von der nicht sehr gebildeten Menge immer mehr und mehr geliebt wurde. Es war eine Art von Farce, betittelt: Die Wurst von Troyes; der kleine Raisin, welcher die Hauptrolle darinnen hatte, spielte mit so viel Lustigkeit und erdachte so viel Spaß, daß man nicht müde werden konnte ihn zu sehen und zu hören.

Der kleine gute Mensch war dünn und zart wie eine Spindel. Der erfinderische Vater dachte sich aus ihm von Füssen bis zum Kopfe, in ein Stück leichten braunen Taffet zu wickeln und ihn die Form einer langen Wurst zu geben; er ließ sogleich dieses lebendige Gerücht auf die Tafel bey dem Feste setzen, das am Ende des dritten Aktes Statt fand. Die Herren Schauspieler, im einen Cirkel herumsitzend, schienen sehr viel Appetit zu haben, und machte dem Gastmahl Ehre. Nachdem sie viel von verschie-

denen Gerüchten gegessen hatten, machte es sich einer der Gäste zur Pflicht, auf die berichtigte Wurst loszugehen; er schnitt auch wirklich an einem Ende mehrere Ringe ab und vertheilte sie verhältnißmäßig.

Während dieser Vorbereitungen, machte ein Vielfraß von der lustigen Bande den Vorschlag, die Wurst entzwey zu schneiden. Gesagt, gethan. Er faßte sie in der Mitte und schnitt sie mit einem großen Messer von einander. Nun ereignete sich ein Wunder. Die Wurst stieß einen durchdringenden Schrey aus, und alle zitterten wie Espenlaub, wurden bleich und sahen sich an. Hierauf wand sie sich durch die Teller und Flaschen; zerriß plötzlich das schwache Gewebe, welches sie umhüllte, und erschien in der Gestalt eines Spanferkels, welches wüthend nach allen Seiten hinsprang, und Alle, die ihm aufstießen, in die Beine biß.

Meiner Treu, ihr Herren, wir sind recht dumm und furchtsam, rief einer von

den erschrockenen Fliehenden selbst. Es ist ja Nichts als ein Spanferkel, man muß drauflosgehn und es an Spieß stecken. Nichts ist so köstlich! so schmackhaft! Wir essen's als Braten.

Bey diesen Worten näherte sich der Tapfere einen Schritt, wich wieder zwey zurück und trat wieder näher, und in dem Momente, da er sich niederbückte, und das Thier bey dem Schwanze anspiesen wollte, erblickte man eine neue Verwandlung. Es war ein Teufelchen. Seine Gestalt war rauch und schwarz, seine Stirn von zwey langen Hörnern beschattet. Er trug an der Seite einen spitzigen Dolch. Plötzlich zog er ihn aus der Scheide, lief hier und dort hin, um damit die Verzehrer der Wurst in die Lenden zu stechen, welche von Schrekken ergriffen, einer über den andern herfielen, und um Schonung flehten.

Einer der kleinen Komödianten überschritt eines Tages die Grenzen seiner Rol-

le, und versah sich unter seinem Kleide mit einem kleinen sehr spitzigen Spiese. In dem Augenblicke als er von dem Teufelchen verfolgt wurde, gab er ihm zu seiner Vertheidigung einige sehr derbe Stöße. Das Spiel wurde tragisch, denn in der Hitze der Handlung stieß er zu verschiedenenmahlen seinen Spieß dem Gegner in den Unterleib, und verwundete ihn tödlich.

Mein Gott! rief der arme Kleine, ich kann nicht mehr. Man trug ihn unverzüglich weg, um ihn alle mögliche Hülfe zu verschaffen; allein sie war leider vergeblich; er starb am folgenden Morgen, und wiederhohlte vor seinem Tode unaufhörlich die Worte: „Lefebre kann nichts dafür, es ist nicht seine Schuld . . . Was wird aus meiner armen Schwester Babet werden?“ — Mehr konnte das erfinderische Kind nicht sprechen. Es starb in seinem sechsten Jahre, von aller Welt bewundert und geliebt.

Der kleine Raisin und seine Schwester

Babet waren nicht allein liebenswürdig durch ihre Talente, und den Nutzen für ihre Eltern; ihre vollkommene Eintracht, ihre zärtliche Freundschaft gegen einander verdienen noch mehr gerühmt zu werden. Sie sind ein rührendes Beyspiel für Kinder jedes Alters.

Als Babet ihren Bruder tödtlich verwundet sahe, wurde sie auf der Stelle ohnmächtig. Die arme Kleine kam nun wieder zu sich, um sich ihren Klagen und ihrer Traurigkeit zu überlassen. Nichts war fähig sie zu trösten. Sie hörte nicht auf ihren Bruder wieder zu fordern. Ihr Geist wurde unvermerkt geschwächt und sie starb wahnwitzig, dreyzehn und ein halb Jahr alt.

Ende des ersten Bändchens.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fréville, Anne-François-Joachim,

Lebensbeschreibungen merkwürdiger Kinder oder Muster der Nachahmung für das jugendliche Alter

Bd.: Erstes Bändchen

Leipzig 1799

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.436(1/2#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301570-6